Book reviews

Autor(en): **Junker, Thomas / Hugger, Paul / Gantenbein, Urs Leo**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **57 (2000)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gesnerus 57 (2000) 101–145

Book Reviews

Acot, Pascal (ed.): **The European origins of scientific ecology (1800–1901).** Transl. from the original French by B. P. Hamm. Paris, Editions des archives contemporaines and Gordon and Breach Publishers; Amsterdam, OPA (Overseas Publishers Association), cop. 1998. 2 vols. (The History of Science, Technology and Medicine series). $ 150.–; £ 95.–; Ecu 136.–. ISBN 90-5699-103-5 (hardcover).

Die Geschichte der wissenschaftlichen Ökologie ist ein vergleichsweise junges Teilgebiet der Geschichte der Biologie. Mit dem Aufschwung der Ökologie in den letzten beiden Jahrzehnten rückte auch ihre Geschichte stärker in den Vordergrund. Es erschienen einige umfassende Studien zu ihrer Entstehung; die grundlegenden Quellentexte dieser Disziplin, vor allem solche, die vor 1900 in Europa erschienen, sind aber oft nur durch die Sekundärliteratur bekannt und in einigen Fällen schwer zu erhalten. Es ist deshalb sehr zu begrüssen, dass Pascal Acot in Zusammenarbeit mit in Frankreich arbeitenden Wissenschaftshistorikern diese Sammlung von insgesamt 32 Faksimiletexten klassischer Schriften des 19. Jahrhunderts zur Ökologie herausgegeben hat. Das zweibändige Werk ist in sechs thematisch geordnete Abschnitte unterteilt, die mit jeweils einer Einleitung versehen sind. Die bis in die Gegenwart umstrittene Frage, wie Gegenstandsbereich und Methoden der Ökologie zu bestimmen sind, macht es unausweichlich, dass man über die Auswahl der Texte unterschiedlicher Meinung sein kann. Dies vorausgesetzt, kann man dem Herausgeber zustimmen, dass die Bände einige der wichtigsten Gebiete abdecken, aus denen die moderne wissenschaftliche Ökologie entstanden ist.

In Abschnitt 1, «Botanical Geography», werden Texte von A. v. Humboldt, A.-P. de Candolle, A. J. Dureau de la Malle, G. Bonnier und Ch. Flahault wiedergegeben; in Abschnitt 2, «The Structuring of Communities», solche von E. Darwin, Ch. Lyell, Ch. Darwin, K. Moebius, P.-F. Verhulst, Ch. V. Riley, P. Marchal und F.-A. Forel; Abschnitt 3, «Agrochemistry und Bacterial Autotrophy», enthält Texte von J. Liebig, J.-B. Boussingault und S. Winogradski; Abschnitt 4, «The Taxonomy and Nomenclature of Plant Groups», von A. H. R. Grisebach, A. Kerner von Marilaun, A. de Candolle, Ch. Flahault; Abschnitt 5, «The Geography of Human Societies», solche von K. Ritter, É. Reclus, F. Ratzel; in Abschnitt 6, «The Birth of Scientific Ecology», kommen E. Haeckel und E. Warming zu Wort.

Jedem der Quellentexte, die durchschnittlich zwischen 15 und 30 Seiten umfassen, wurde eine kurze englische Zusammenfassung vorangestellt. Die Texte selbst werden in ihrer ursprünglichen französischen, englischen, deutschen oder dänischen Fassung wiedergegeben. Wenn immer möglich, wurden die deutschen Texte durch zeitgenössische englische oder französische Übersetzungen, der dänische Text von Eugenius Warming durch die deutsche Übersetzung ergänzt.

Die umfangreiche Quellensammlung und die instruktiven Einführungen machen die Bände zu einer lohnenden und spannenden Lektüre, die sich auch sehr gut als Seminarreader eignet. Als einziger Nachteil ist der relativ hohe Preis zu nennen, der aber durch die meist gute Wiedergabequalität und den Umfang der Bände gerechtfertigt ist.

Thomas Junker, Tübingen

Albou, Philippe: **L'image des personnes âgées à travers l'histoire.** Paris, Glyphe & Biotem éditions, 1999. 227 p. (Histoire, médecine et société). FFr. 125.–. ISBN 2-911119-13-4.

Die Vorstellungen vom Alter und vom alten Menschen sind kulturspezifisch und variieren stark im Lauf der Geschichte. Albou, von Beruf Geriater, dokumentiert diesen Wandel in einem raschen Kursus seit der Antike. Als Belege zieht er vor allem literarische Zeugnisse heran. Er listet die einzelnen Aspekte des Altseins und deren kulturspezifische Wahrnehmung auf: die körperlichen und geistigen Veränderungen, die Vorstellung von der «Weisheit des Alters» mit ihren vier Bedeutungen: Wissen über Dies- und Jenseitiges, Urteilskraft, Weisheit im engeren Sinn und Selbstbeherrschung. Die Haltung zum Alter selbst oszilliert zwischen Ablehnung und Annahme, manchmal aus Resignation. Auch die Angaben zur Stellung des alten Menschen im Mittelalter fallen knapp aus, wobei Albou sich häufig auf Simone de Beauvoir beruft.

Um es vorwegzunehmen: Das Buch liest sich angenehm, es ist «flüssig» geschrieben. Bei den vielen Zitaten hätte man sich generell genauere Quellenangaben gewünscht. Die Literalität der Belege führt dazu, dass der Autor zuweilen etwas fern von der Lebenswirklichkeit der damaligen Menschen argumentiert, so wenn er meint, dass, Katastrophen ausgenommen, die Vorstellung des Todes im Gegensatz zu der des Alters nicht besonders präsent gewesen sei (S. 37). Auch fehlen schichtspezifische Differenzierungen. Diese sind nun allerdings für das Mittelalter schwierig, aber nicht unmöglich, wenn man etwa Chroniken konsultiert. Wie viele französische Studien führt der Autor ausschliesslich französische Quellen an, obwohl die Aussagen verallgemeinernd formuliert werden.

Je näher die Darstellung der Moderne rückt, desto interessanter und solider wirkt sie. Da ist die Rede von der Entdeckung des Alters als demographischer Kategorie im 18. Jahrhundert, von der Wertschätzung des alten Menschen in der französischen Revolution. Jetzt setzen auch schichtspezifische Unterscheidungen ein. Spannend liest sich die Geschichte des Diktums von Alfred Sauvy 1928 über die Überalterung der Gesellschaft, von seiner Breitenwirkung und der allmählich einsetzenden Kritik, die vor allem darauf insistierte, dass der alte Mensch in der Moderne sich körperlich und geistig anders verhält als früher, so dass letztlich der Prozentsatz der wirklichen Alten heute nicht grösser ausfällt.

Die Familienstrukturen verändern sich, die Kinder behalten ihre Eltern länger, die Grosskinder kennen meist alle Grosseltern, was früher die Ausnahme war, auch wenn die Zweisamkeit in der Literatur gepriesen wird. Vier-Generationenfamilien sind häufiger, was die dritte Generation in eine Puffersituation bringt mit Verpflichtungen nach unten und oben.

Schliesslich diskutiert Albou Aspekte des veränderten Alters heute, die Frage der zukünftigen Entwicklung, der medizinischen Betreuung und der typischen Alterskrankheiten. Diese Ausführungen, knapp gehalten, wirken sehr kompetent. Als letztes Thema greift Albou die Perspektive einer neuorientierten Gerontologie auf: das geglückte Alter, «le vieillissement réussi».

Paul Hugger, Chardonne

Bachmann, Manuel; Hofmeier, Thomas: **Geheimnisse der Alchemie**. Basel, Schwabe, 1999. 271 S. Ill. SFr. 68.–. ISBN 3-7965-1368-9.

Gedacht als Begleitbuch zur gleichnamigen, 1999 in Basel, St. Gallen und Amsterdam gezeigten Ausstellung handschriftlicher und gedruckter Zeugen der Alchemie, bietet die vorliegende Publikation weit mehr, als nur eine Beschreibung der Ausstellungsobjekte. Obwohl vom Aufbau her streckenweise der Charakter eines Katalogs durchschimmert, geben die Autoren eine Einführung in die komplexe Bild- und Vorstellungswelt der Alchemie. Nach einleitenden Bemerkungen zum Wesen der alchemischen Geheimwissenschaft behandelt das erste Kapitel die *Tabula Smaragdina* als die grundlegendste und legendärste Schrift der Hermetik. Ein weiteres, längeres Kapitel führt in die Begriffe und Symbole der Alchemie ein. Die Autoren lassen sich in ihren Ausführungen mehr von einem philosophischen als von einem streng historiographischen Ansatz leiten. Das theoretisch Dargelegte wird stets an Ausstellungsobjekten exemplifiziert.

Ausgangspunkt für das vorliegende Projekt war die Idee, sich anhand der in der Schweiz und insbesondere in Basel vorhandenen Bestände dem Thema zu nähern. Das Ergebnis ist durchaus beachtlich und lässt Basel quasi als die Hauptstadt der Alchemie im 16. und 17. Jahrhundert erscheinen. Es wirkten in der Rheinstadt nicht nur mehrere bedeutende Alchemiker, von denen einige dort sogar ihre medizinische Dissertation ablegen konnten, sondern Basel war auch das Zentrum des Alchemiedrucks. Viele seltene Handschriften fanden dort als Sammelausgaben erstmals den Weg an die Öffentlichkeit. Leider wurde die Basler Paracelsus-Rezeption ausgespart, wobei dies den gegebenen Rahmen allerdings bei weitem gesprengt hätte.

Der Grossteil der vorgestellten Handschriften und Drucke stammt aus der Universitätsbibliothek Basel. Als besondere Trouvaille entdeckten die Autoren dort eine bisher unbekannte alchemische Bilderhandschrift des Martin Sturtz «De humido radicali» (1597). Dieses reich illustrierte Zeugnis der Alchemie wird die Forschung noch weiter beschäftigen. Von Sturtz kannte man bisher lediglich die Handschrift «Speculum metallorum» (1576). Weitere aufgenommene Handschriften und Drucke stammen aus dem Pharmaziehistorischen Museum Basel, aus der Kantonsbibliothek (Vadiana) St. Gallen und aus der Bibliotheca Philosophica Hermetica Amsterdam. Mehrere der zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen werden hier erstmals publiziert. Das Buch *Geheimnisse der Alchemie* deckt dem Leser viele neue Facetten dieser lange verkannten Wissenschaft auf und kann empfohlen werden.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Baldwin, Peter: **Contagion and the state in Europe, 1830–1930.** Cambridge, Cambridge University Press, 1999. XIII, 581 p. £ 45.–; $ 69.95. ISBN 0-521-64288-4.

Peter Baldwin, Professor der Geschichte an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, legt nach dem 1990 erschienenen Werk *The Politics of Social Solidarity* eine weitere umfangreiche Arbeit vor. Das Buch beschäftigt sich mit den staatlichen Strategien im Umgang mit übertragbaren Krankheiten, insbesondere mit Cholera, Pocken und Syphilis. Es versucht dabei den Gründen nachzugehen, weshalb sich diese Strategien in Ländern wie England, Frankreich, Deutschland und Schweden unterschiedlich entwickelt haben. Dabei geht es um Grundfragen von Public Health: Wie steht es mit der Balance von repressiven und pädagogisch ausgerichteten Massnahmen, welches Gewicht haben für unterschiedliche politische Systeme individuelle bzw. gemeinschaftliche Rechte und Pflichten?

Das Buch geht diesen Fragen anhand der genannten Krankheiten und Länder in ausserordentlich gut dokumentierten Details nach. So gelingen akribische Analysen etwa der Geschichte um die Pockenimpfung. Allerdings kommt das Buch in den Schlussfolgerungen kaum über die u.a. schon von Ackerknecht formulierte Einsicht hinaus, dass staatliche Bekämpfungsstrategien oft ebenso sehr von der Ausprägung des jeweiligen politischen Systems wie von der Natur der Krankheit abgeleitet werden können.

Der Band umfasst 563 Seiten, ergänzt mit zahlreichen Fussnoten (einschliesslich der Originalliteratur aus den genannten Ländern). Allerdings finden sich keine strukturierten Hilfen für den Leser (Zwischenzusammenfassungen, tabellarische Darstellungen von geschichtlichen Abläufen usw.), so dass sich der Band vor allem auch für die Leser und Leserinnen eignet, die einer bestimmten Frage aus dieser spannenden Geschichte der übertragbaren Krankheiten nachgehen wollen.

Felix Gutzwiller, Zürich

Barona, Josep Lluís; Gómez Font, Xavier: **La correspondencia de Carolus Clusius con los científicos españoles.** València, Seminar d'Estudis sobre la Ciència (S.E.C.), 1998. 138 p. (Clásicos y documentos, 2). ISBN 84-370-3344-6.

Die beiden Autoren (Barona Medizinhistoriker, Gómez Font Altphilologe) von der Universität Valencia veröffentlichen im vorliegenden schmalen Bändchen die Korrespondenz spanischer Naturforscher mit Carolus Clusius (Charles de l'Ecluse, 1526–1609), der 1564–1565 auf einer ausgedehnten Reise als Tutor von Jacob Fugger die iberische Halbinsel bereist und insbesondere deren Flora studiert hatte, während sein Begleiter mehr kommerziellen Interessen im Zusammenhang mit Handel von Produkten aus Amerika und entsprechenden Monopolen nachging.

Während die im spanischen oder lateinischen Original (dann mit spanischer Übersetzung) wiedergegebenen Briefe im einzelnen vor allem den Spezialisten interessieren, ist die ausführliche Einleitung für den an der Wissenschaftsgeschichte des 16. Jahrhunderts interessierten Leser sehr anregend.

Im Rahmen der Kolonialpolitik Philipps II. spielte dessen durchaus auch politisch und ökonomisch motiviertes Interesse für die Wissenschaft eine wichtige Rolle, so dass im Konzept von El Escorial neben einer grossen Bibliothek, einem Spital und

einer Apotheke ein grosser botanischer Garten realisiert wurde, wobei der bedeutende Humanist Benito Arias Montano (1527–1598) federführend war, eben einer der Briefpartner von Carolus Clusius. Arias hatte einige Jahre seines Lebens in den Niederlanden zugebracht, dort den Briefwechsel mit Clusius begonnen und über Jahrzehnte weitergeführt und war so zum Katalysator einer interessanten und lange dauernden wissenschaftlichen Korrespondenz über grosse Distanzen auf dem europäischen Kontinent geworden. Neben Arias Montano stammen die Briefpartner aus einer Gruppe von Naturforschern aus Sevilla (Rodrigo Zamorano, Juan de Castañeda – der sich in seinen Briefen an seinen niederländischen Adressaten auch Johan nennt – und Simón de Tovar) und aus Valencia, wo Juan Plaza den dortigen Botanischen Garten leitete.

1526 in den Niederlanden geboren, hatte Carolus Clusius in Wittenberg Jurisprudenz (mit intensiven Kontakten zum lutheranischen Protestantismus) und später in Montpellier Medizin studiert. Nach ausgedehnten Reisen in Deutschland, der Schweiz und England wurde er 1573 von Maximilian II. zum Leiter des Botanischen Gartens in Wien berufen, wo er in dieser Funktion 14 Jahre tätig war. Schliesslich nahm er nach anfänglichem Zögern wegen seines Alters 1592 noch einmal eine Herausforderung an mit der Aufgabe, in Leiden an der neu gegründeten Universität einen botanischen Garten mit *hortus medicus* aufzubauen.

Sein Lebenswerk umfasst mehrere Bände über die Flora Spaniens, der amerikanischen Kolonien, Österreichs, Ungarns und des Alpengebietes, darunter viele Erstbeschreibungen mit Zeichnungen. Neben dem Interesse für überseeische Pflanzen, über die er sich durch seine spanischen Briefpartner orientieren liess, die ihm auch entsprechendes Samenmaterial sandten, galt seine Tätigkeit insbesondere der Übersetzung von spanisch und portugiesisch geschriebenen Werken über (Heil-)Pflanzen ins Lateinische, so von Garcia de Orta, Nicolas Monardes und Christoval Costa.

Das lesefreundlich herausgegebene Bändchen schliesst mit einem Anhang mit Kurzbiographien der in den Briefen erwähnten Autoren und einer alphabetischen Liste der erwähnten Pflanzen. Besonders der allgemeine Teil ist einem an der Geschichte der (Medizinal-)Botanik interessierten Leser zu empfehlen.

Urs Keller-Schnider, Deitingen

Bénézet, Jean-Pierre: **Pharmacie et médicament en Méditerranée occidentale (XIIIe–XVIe siècles).** Préface de Jean Flahaut. Paris, Champion; Genève, Diff. Slatkine, 1999. 794 p. Ill. (Sciences, techniques et civilisations du moyen âge à l'aube des Lumières, 3). SFr. 120.–. ISBN 2-7453-0001-6.

Disons-le d'emblée, avec cette thèse soutenue en 1996 à la Faculté de Lettres de l'Université de Nice et parue maintenant en un volume soigneusement édité, Jean-Pierre Bénézet jette une lumière nouvelle sur la naissance et sur la formation du métier d'apothicaire au moyen âge, et par là sur une des questions les plus ardues posée à l'histoire de la pharmacie: quelles sont les origines de notre profession, partagée entre son rôle marchand et sa fonction thérapeutique? Et il le fait en renouvelant les méthodes heuristiques puisqu'il procède entre autres recherches d'archives à une analyse fouillée des inventaires de pharmacie et utilise ainsi des sources jusqu'ici peu utilisées.

Il est impossible en quelques lignes de résumer un ouvrage aussi riche. Disons ici seulement que le livre se divise en deux grosses parties. La première est consacrée à la place de l'apothicaire dans la société et aux actes quotidiens du pharmacien. Au travers d'une foule de détails, Bénézet parvient à décrire le cadre de vie de l'apothicaire, son importance démographique, les denrées qu'il vend et les médicaments qu'il fabrique, ses ressources et l'importance économique de l'officine, les ouvrages qu'il possède, ses relations avec les médecins et son rôle dans la réalité sanitaire de l'époque, ainsi que le lent passage du marchand de drogues et d'épices vers une fonction qu'on peut appeler aujourd'hui pharmaceutique. De nombreux tableaux qui s'appuient en premier lieu sur les inventaires d'officine assurent une vision quantitative des faits observés.

La seconde partie du livre s'attache à décrire les médicaments employés, à établir une typologie de la thérapeutique de l'époque, comme le dit l'auteur. Les pages les plus originales sont consacrées à l'analyse des médicaments délivrés dans une pharmacie de la ville d'Arles grâce à une étude de la comptabilité de l'apothicaire. Les sources permettent même à Bénézet d'observer quelles étaient les drogues administrés à divers malades et d'examiner leur pathologie; l'auteur offrant là une rare illustration de la pharmacie de tous les jours au moyen âge.

L'étude de Jean-Pierre Bénézet s'étend à l'ensemble du bassin occidental de la Méditerranée, le Midi de la France, la Catalogne avec les Baléares et une partie de l'Italie, la Sicile en particulier. Elle offre ainsi aussi une leçon d'histoire comparative dans ces différentes régions où la pharmacie fut tôt influencée par la science arabe. Une bibliographie impressionnante vient soutenir cette vision quasi-braudélienne du monde pharmaceutique méditerranéen au moyen âge, ce n'est pas un mince hommage.

François Ledermann, Berne

Bernoulli: **Die gesammelten Werke der Mathematiker und Physiker der Familie Bernoulli.** Hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft in Basel: **Die Werke von Jakob Bernoulli**, Band 5: **Differentialgeometrie.** Bearbeitet und kommentiert von André Weil (†) und Martin Mattmüller. Basel etc., Birkhäuser, 1999. XXV, 445 S. Ill. SFr. 298.–; DM 358.–. ISBN 3-7643-5779-7.

Jakob Bernoulli war einer der ersten Mathematiker, die Leibniz' Ideen aufgriffen und die noch im Entstehen befindliche Infinitesimalrechnung auf die verschiedensten Probleme anwandten. Dabei übernahm er nicht eine fertige Theorie, sondern trug auch selber zur Entwicklung bei. Dem trägt der vorliegende fünfte Band seiner Werke mit den Arbeiten zur Differentialgeometrie der ebenen Kurven Rechnung, denn zwischen den Arbeiten Bernoullis findet der Leser an den entsprechenden Stellen Arbeiten von Leibniz, wie Bernoulli sie aus den Leipziger *Acta Eruditorum* kannte, in denen auch seine eigenen Arbeiten erschienen. Darin folgen die Herausgeber dem Beispiel Gabriel Cramers, der 1744 in Genf die *Jacobi Bernoulli Basiliensis Opera* herausgab und dort bereits einige Leibnizsche Quellen einfügte. Seine Anmerkungen wurden in die neue Ausgabe übernommen.

Wer sich für klassische Differentialgeometrie interessiert, stösst häufig auf den Namen Jakob Bernoulli und kann hier nachlesen, wie dieser einen bestimmten Gegenstand wirklich behandelt hat. Es ist ja bekannt, wie sehr er von der logarith-

mischen Spirale fasziniert war und dass er sich eine Darstellung derselben auf seinem Grabstein wünschte. Aber es berührt den modernen Leser doch, wie er seinen philosophisch-theologischen Überlegungen und dieser Faszination durch die *Spira mirabilis* in einem mathematischen Artikel der *Acta Eruditorum* Ausdruck gibt.

Dank einem ausführlichen Index findet man leicht die gesuchten Stellen. Dann gibt es allerdings ein Problem: Das Latein Bernoullis ist nicht dasjenige Cäsars oder Ciceros. Zur Lesbarkeit der Arbeiten trägt aber bei, dass die Abbildungen auch dann an der passenden Stelle in den Text eingefügt wurden, wenn sie sich in den *Acta Eruditorum* auf einer gesonderten Tafel an einer anderen Stelle finden. Und glücklicherweise hat der Mathematiker Martin Mattmüller Bernoullis Arbeiten in den Fussnoten sehr sorgfältig kommentiert und zu den bisher zum grössten Teil unveröffentlichten *Meditationes*, dem wissenschaftlichen Tagebuch Bernoullis, ausführliche Kommentare verfasst. Hervorzuheben ist auch die lesenswerte Einführung des grossen französischen Mathematikers André Weil.

Hansklaus Rummler, Fribourg

Bewersdorff, Jörg: **Glück, Logik und Bluff.** Mathematik im Spiel – Methoden, Ergebnisse und Grenzen. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg, 1998. XIV, 338 S. Ill. DM 49.80; SFr. 46.–. ISBN 3-528-06997-X.

Natürlich gibt es viele Bücher über Spiele und ihre Regeln. Und oft geben uns diese Bücher brauchbare, manchmal aber auch unbrauchbare, vielleicht gar falsche Ratschläge, wie man seine Gewinnchancen im betreffenden Spiel erhöhen kann. Das vorliegende Buch ist nun von einem Mathematiker geschrieben, der zudem in einem Unternehmen, das neben Automaten für die verschiedensten Dienstleistungen auch Spielgeräte entwickelt, eine führende Stellung in der Entwicklung solcher Geräte bekleidet. Man nimmt es deshalb mit besonderer Spannung zur Hand. Mit Freude stellt man dabei fest, dass der Verfasser jeweils auch sehr präzise die oft weitgehend unbekannte historische Seite berücksichtigt. Dies rechtfertigt eine Rezension im *Gesnerus*. – Nach einer ausführlichen Einleitung werden zuerst die Glücksspiele behandelt, Spiele also, bei denen der Zufall die dominierende Rolle innehat und somit die Wahrscheinlichkeitsrechnung zur Analyse des Spiels herangezogen werden kann: Würfel und Wahrscheinlichkeit – Rot und Schwarz – gute und schlechte Würfel – Wahrscheinlichkeit und Geometrie – Monte-Carlo-Methode – Markowketten und Monopoly – Black Jack und weitere ähnliche Problemstellungen werden behandelt. Dabei wird hier und in den späteren Kapiteln grosser Wert darauf gelegt, die historische Entwicklung ebenfalls zu behandeln «und zwar zum einen, weil zumindest der jüngere Aufschwung der Mathematik weit weniger bekannt ist als jener der Naturwissenschaften, zum andern, weil es durchaus spannend sein kann, persönlichen Irrtum und Erkenntnisgewinn der zeitraffermässig verkürzten Entwicklung zuordnen zu können».

Es folgt dann die grosse Gruppe der kombinatorischen Spiele. Hier stehen dem Spieler jeweils fixierte Handlungsmöglichkeiten zur Auswahl, doch oft lassen sich die erlaubten Möglichkeiten so vielfältig kombinieren, dass die Folgen der einzelnen Züge kaum mehr zu überblicken sind. Schach, Mühle, Halma und Dame gehören – mit anderen Spielen noch – in dieses Kapitel. Wiederum wird nicht nur die mathematische Seite der entsprechenden Spielprobleme ausgeleuchtet. Es wird auch immer

wieder auf die Entwicklung zurückgeblickt: Der Leser erfährt z.B. vom ersten Schachautomaten, der nicht etwa aus dem Computerzeitalter stammt, sondern aus dem Jahre 1769 (!) oder vom sogenannten «Bestimmtheitssatz» von Ernst Zermelo (1912), der im wesentlichen besagt, dass beim Schachspiel und bei vergleichbaren Spielen für jede Position das Ergebnis feststeht – falls kein Spieler einen Fehler macht von der Art, dass er das für ihn eigentlich sicher Erreichbare verfehlt!

Schliesslich werden strategische Spiele behandelt, Spiele, die sich oft auch als Modell für den Verlauf realer Prozesse, vor allem ökonomischer Prozesse, eignen. Im Bereich solcher Spiele und Prozesse ist als eigenständige Disziplin der Mathematik die «Spieltheorie» entstanden, «erst 1944, als fast aus dem Nichts eine monumentale Monographie über die Theorie der Spiele erschien».

Das interessante Buch von Jörg Bewersdorff ist abwechslungsreich und sehr leserfreundlich geschrieben; allerdings variiert das bewusst möglichst elementar gehaltene mathematische Niveau von Thema zu Thema, was natürlich bei der Vielfalt der dargestellten Situationen nicht zu umgehen war.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Cherni, Amor: **Epistémologie de la transparence. Sur l'embryologie de A. von Haller.** Paris, Vrin, 1998. 369 p. (Mathesis). FFr. 198.–. ISBN 2-7116-1351-8; ISSN 1147-4920.

Die Hallersche Embryologie hat schon öfters das Interesse der Wissenschaftshistoriker geweckt, da hier die öffentlich vollzogene Konversion eines erfahrenen Wissenschaftlers mit hoher Reputation von einem Konzept (Epigenese) zum andern (Präformation) untersucht werden kann. Die wechselnden embryologischen Ansichten wurden häufig auf externe Faktoren (v.a. auf religiöse Aspekte und das Drängen Bonnets) zurückgeführt. Cherni liefert demgegenüber eine genaue Analyse dieser Ansichten selbst, als deren Resultat die Hallersche Wissenschaft sich als weitestgehend autonom erweist. Das Wechselhafte und oft Widersprüchliche in ihrer Embryologie ist weniger Zeugnis von äusseren 'Einflüssen' als Zeichen einer ihr zugrundeliegenden Disponibilität. Zwar bekennt sich Haller ab 1758 offen zur Präformation, aber noch in den *Elementa* (1766) finden sich Beschreibungen (Osteogenese, Neubildung des rechten Herzventrikels etc.), die sich als Wiederholungen von bereits in seiner Boerhaave-Edition (1739) geäusserten Kritiken an diesem Modell lesen lassen. Darin lokalisiert Cherni sowohl die Stärke wie auch die Schwäche von Hallers Wissenschaft: Sie ist offen und schliesst nicht apodiktisch ab; damit ist sie aber auch nicht unbezweifelbar, sondern nur wahrscheinlich und mutmasslich. Aus dieser Sicht ist Hallers Rückgriff auf die Transparenz – neu auftauchende embryonale Strukturen waren vorher schon in visköser und transparenter Form vorhanden und werden erst mit ihrer allmählichen Verfestigung sichtbar, sie sind also nicht neu gebildet, sondern präformiert – auch nicht als dogmatischer Rückzug, sondern als «methodologisches Requisit» zu verstehen, das dazu dient, offene Fragen vorderhand noch nicht abschliessen zu müssen. Damit belässt Haller der organischen Materie eine letztliche Unergründbarkeit, auf der sich – wie auch auf dem Detail als dem zweiten Kennzeichen seiner Embryologie – kein System erbauen lässt. Die Präformation hat einen wesentlichen Erklärungsgehalt darin, dass

sie als «Wissenschaft der Ursachen» fungiert, welche grundsätzliche Zusammenhänge physiologischer Mechanismen aufzeigen kann (z.B.: Eingeweide des Foetus sind zuerst nur elastisch und werden erst allmählich irritabel, d.h. die Elastizität ist eine «Vorform» der Irritabilität).

Das vorliegende Buch ist ein wichtiger Beitrag nicht nur zu Hallers Embryologie, sondern zu dessen ganzem Wissenschaftsverständnis. Detailreiche Darstellung, sensibles Aufgreifen von Problemen und differenzierte Argumentierung reichen sich die Hand und führen zu einem in sich geschlossenen Bild, das dennoch die bleibenden weissen Flecken nicht vertuscht. Chernis pointierte Sichtweise ist erhellend und vor allem anregend. Doch ist seine Interpretation – um mit «Chernis Haller» zu sprechen – eher mutmasslich als gesichert, denn das statische Element in Hallers Wissenschaft ist unverkennbar. Sein Lebensprojekt der Errichtung eines neuen Fundaments der Physiologie, das er mit den *Elementa* verwirklichte – und zu dessen Zweck auch die embryologischen Forschungen betrieben wurden –, ist wesentlich auch auf Kohärenz und Stabilität ausgerichtet; und in diesem Gesamtbild wird auch eine Synthese der embryologischen Phänomene verlangt, welche aus Hallers Sicht die Präformation besser gewährleisten konnte. Der von Cherni überzeugend herausgearbeitete dynamische Aspekt muss um weitere Komponenten ergänzt werden.

Angesichts des Umfangs und des Anspruchs von Chernis Unternehmen ist man erstaunt, dass er den weiteren Schritt, welcher dem heutigen Forschungsstand angemessen wäre, nicht getan hat. Er hat Hallers Laborprotokolle und Manuskripte zur Embryologie, welche – im Gegensatz zu vielen anderen Handschriften – von ihm annotiert und überarbeitet wurden, nicht beigezogen. M. T. Monti hat mehrfach, und erneut in zwei Aufsätzen von 1990 und 1994 (die Cherni offenbar entgangen sind), darauf hingewiesen, dass eine Klärung in der seit langem umstrittenen Beurteilung von Hallers Konversion von einem genaueren Studium dieser Handschriften abhängt. So bedauert man, dass der Autor mitten auf seinem Weg stehengeblieben ist. Weitere erhellende Beiträge über Hallers Embryologie sind also zu erwarten.

Hubert Steinke, Bern

Cimino, Guido; Duchesneau, François (eds): **Vitalisms from Haller to Cell Theory**. Proceedings of the Zaragoza Symposium, XIXth International Congress of History of Science, 22-29 August 1993. Firenze, Olschki, 1997. 357 p. (Biblioteca di Physis, 5). Lit. 70 000. ISBN 88-222-4528-8; ISSN 1122-5505.

Die Frage, was den Unterschied zwischen der belebten und der unbelebten Natur im allgemeinen und im einzelnen ausmache, hat seit jeher die Naturforscher und Philosophen – und die Ärzte unter ihnen – beschäftigt. Zwischen 1750 und 1850, in den hundert Jahren also, denen die Beiträge des vorliegenden Bandes gelten, war eine verbreitete Auffassung die des Vitalismus. Er nimmt eine Mittelstellung ein zwischen zwei extremen Lösungen: Auf der einen Seite steht der Mechani(zi)smus, der im Lebewesen eine Maschine sieht, ausgestattet mit einer Seele im Dualismus von Descartes oder aber ohne eine solche im Materialismus (z.B. bei La Mettrie). Nach der gegenteiligen Ansicht, dem Animismus von G. E. Stahl, ist der lebende Körper der unmittelbare Wirkungsort der Seele, die die Lebensprozesse unterhält und in

harmonischer Weise lenkt. Der Vitalismus erklärt dagegen die Lebensprozesse dadurch, dass er die mechanischen und physikalisch-chemischen Vorgänge durch eine besondere, nur dem Lebendigen zukommende und von der Seele verschiedene Kraft, d.h. von einem «vitalen Prinzip», einer «Lebenskraft», gesteuert und beherrscht denkt. Die Absicht der Organisatoren des Symposiums von Saragossa war es, diese – wie der Titel andeutet – keineswegs einheitlichen vitalistischen Lehren, die von einer fortschrittsorientierten Geschichtsschreibung vielfach als «Hort der Ignoranz» diskreditiert wurden, in ihren wichtigsten Ausprägungen neu zu beleuchten.

Den Ausgangspunkt bildet die Irritabilitätslehre von Haller, der auf Grund zahlreicher Tierexperimente die Irritabilität, d.h. die Fähigkeit, auf einen Reiz mit einer Kontraktion zu antworten, den Muskeln, die Sensibilität aber – definiert als Fähigkeit zur (bewussten) Empfindung – den Nerven zuschrieb (R. Toellner, M. T. Monti). Da die Irritabilität sich auch in isolierten Organen nachweisen liess, war für Haller der Stahlsche Animismus widerlegt; andererseits setzte die Sensibilität die Existenz einer Seele (im traditionell-christlichen bzw. cartesianischen Sinn) im nervösen Zentralorgan voraus; beide Funktionen sind durch den Bau der Teile gewissermassen mechanisch bedingt. Entgegen Hallers Intentionen wurden Irritabilität und Sensibilität aber bald einmal als Äusserungen einer übergeordneten «Lebenskraft» verstanden. Diese Entwicklung wurde bestärkt durch die Befunde der Regenerationsforschung und der Embryologie (G. Barsanti) sowie durch die Umdeutung des Stahlschen Animismus, wie sie u.a. von P.-J. Barthez in Montpellier (F. Di Trocchio) vorgenommen wurde. Wesen und Wirkungen eines «vitalen Prinzips» bildeten damit in einer sich zur «Biologie» wandelnden Naturforschung wie auch in der Naturphilosophie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eines der zentralen Themen, so bei Maine de Biran, Bichat, Laennec und Flourens (F. Azouvi, B. Lohff, F. Gregory, D. von Engelhardt, R. Rey, J. Duffin, G. Cimino). Noch die Anfänge der Zellenlehre standen um 1840 im Spannungsfeld zwischen Th. Schwanns Programm eines aufkommenden naturwissenschaftlichen Reduktionismus und der vitalistischen Gegenposition seines Lehrers Johannes Müller (F. Duchesneau). Die Einordnung in eine Dichotomie dieser Art verbat sich Claude Bernard, dessen Forschungen zwar den spezifischen Eigenschaften des Organismus galten, der aber durch metaphysische Spekulationen die Wissenschaftlichkeit der experimentellen Physiologie in Frage gestellt sah (F. L. Holmes).

Die Herausgeber sowie R. Rey, deren Andenken der Band gewidmet ist, stellen in Übersichtsartikeln am Anfang und am Schluss des in englischer und französischer Sprache verfassten Bandes die verschiedenen «Vitalismen» in einen grösseren zeitlichen und thematischen Rahmen, der sich von Hippokrates über Newton, Boerhaave, Stahl und John Hunter bis zum Neovitalismus von H. Driesch erstreckt. Damit erscheinen die im Symposium behandelten Gesichtspunkte lediglich als eine – wenn auch plausible – Auswahl von Möglichkeiten, den unübersehbaren Strom der historischen Entwicklungen in der Erklärung und Deutung der belebten Natur darstellend zu vergegenwärtigen.

Urs Boschung, Bern

Corsini, Carlo A.; Viazzo, Pier Paolo (eds): **The decline of infant and child mortality. The European experience: 1750–1990.** The Hague, Kluwer Law International, cop. 1997. XXXI, 258 p. Tab. Hfl. 135.–; $ 84.–; £ 53.–. ISBN 90-411-0466-6.

Die Säuglingssterblichkeit gilt als wichtigstes Mass für den Gesundheitszustand einer Bevölkerung. Viele arme Länder weisen bis heute hohe Todesziffern auf, wogegen in industrialisierten Regionen in den letzten hundert Jahren ein erdrutschartiger Sterblichkeitsrückgang stattfand. Die Ursachen dieses Phänomens besser zu verstehen und damit nicht nur die Vergangenheit zu erforschen, sondern mit dem Erkenntnisgewinn zugleich einen Beitrag zur heutigen Bekämpfung der Säuglings- und Kindersterblichkeit zu leisten, setzte sich ein von der Unicef mitgetragener Kongress im Istituto degli Innocenti in Florenz zur Aufgabe.

Die Einleitung gewährt einen hilfreichen Einstieg in die folgenden zwölf Artikel, auf die ich in dieser Kurzrezension leider nicht einzeln eingehen kann. Die Untersuchungen erstrecken sich von Analysen offizieller Landesstatistiken bis zur Erforschung der Säuglingssterblichkeit kleinster Regionen mittels Familienforschung oder oral history. Die untersuchten Kohorten erlauben u.a. Vergleiche zwischen ehelichen und unehelichen Kindern, Mädchen und Jungen, Säuglingen und Kleinkindern oder Kindersterblichkeit in unterschiedlichen Regionen. Ein gegliederter Index erleichtert das Auffinden spezifischer Untersuchungsfelder, zitierter Autoren oder einzelner Todesursachen. Methodisch stehen sich vor allem zwei Vorgehen gegenüber: die Verarbeitung von staatlichem Datenmaterial, das einen quantitativ reichen Fundus für die Betrachtung längerer Zeitabschnitte oder grosser Kohorten bietet, aber – nebst anderen Kritikpunkten – kaum je individuelle Angaben beinhaltet. Kleinere Datensammlungen dagegen können zwar von ihrer Quantität her nicht auf grössere Bevölkerungsgruppen übertragen werden, erlauben dafür oft qualitativ aussagekräftige «Tiefenbohrungen». Eine gelungene Synthese dieser beiden Vorgehensweisen bildet ein Artikel über die Verhältnisse im Findelhaus von Florenz, der unter kritischer Quellenanalyse eine bisher einmalige Mortalitätsstudie von Findelkindern, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht, vorlegt, mehr noch, die Befunde in einen Kausalzusammenhang mit der damals praktizierten Sozialfürsorge, den wirtschaftspolitischen Umständen, aber auch ganz individuellen Einflussfaktoren zu stellen weiss.

Einige aufschlussreiche Befunde, die im Gegensatz zur herkömmlichen Meinung stehen, möchte ich kurz erwähnen: Die Säuglingssterblichkeit überragte keineswegs immer die Kindersterblichkeit, weshalb die beiden Mortalitäten möglichst getrennt untersucht werden sollen. Auch die Verknüpfung von Fruchtbarkeit einer Bevölkerung und Säuglingssterblichkeit ist wiederholt Thema kritischer Hinterfragung, ebenso der Bezug zur sozialen Herkunft. Einig scheinen sich die unterschiedlichen Studien darin zu sein, dass das Stillen eine ganz zentrale Rolle für das Überleben des Säuglings einnimmt. Nur eine Studie greift den von Nichtmedizinern vielfach vernachlässigten Untersuchungsbereich einzelner Todesursachen auf und zeigt, dass diese medizinische Differenzierung ein Licht auf die altersabhängigen Sterblichkeitsunterschiede, saisonale Schwankungen und sogar den immunologischen Einfluss der Muttermilch werfen kann. Die bedeutsamste Schlussfolgerung dieses Werks ist wohl die Warnung vor einer unkritischen Übernahme gängiger Erklärungsmodelle.

Iris Ritzmann, Stuttgart

Cultures of psychiatry and mental health care in postwar Britain and the Netherlands. Ed. by Marijke Gijswijt-Hofstra and Roy Porter. Amsterdam/Atlanta, Rodopi, 1998. XI, 327 p. (The Wellcome Institute series in the history of medicine. – Clio Medica, 49). Hfl. 50.–; $ 27.–; £ 16.– (paper).

Die Entwicklung der Psychiatrie verlief in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg besonders ereignisreich. Am folgenreichsten war wohl die Entdeckung der Psychopharmakologie, die die Behandlung der Psychosen revolutionierte und die Grenzen der ambulanten Psychiatrie erweiterte. Sodann erlebte die Sozialpsychiatrie mit den Bewegungen der «Mental Health» und der «Mental Hygiene» einen gewaltigen Aufschwung. Auf diesen Gebieten galten die niederländische und die britische Psychiatrie als besonders fortschrittlich. In diesem Band befassen sich 16 Autoren in kompetenter Weise mit den Vorgängen in beiden Staaten. Holland und England stellten auch die beiden wichtigsten Repräsentanten der «Anti-Psychiatrie», die in dieser Zeit viel Lärm machte und immerhin das Publikum für psychiatrische Fragen sensibilisierte. Die Abrechnung mit dieser Bewegung erfolgt hier mit erfrischender Offenheit. So vermittelt das Buch viele Kenntnisse, wenn man auch gerne etwas mehr von analogen Vorgängen im übrigen Westeuropa sowie von dem Einfluss der Freudschen Psychoanalyse erfahren hätte. Sehr schätzenswert sind die umfangreichen bibliographischen Hinweise.

Hans H. Walser, Zürich

Dijstelberge, Paul; Noordegraaf, Leo: **Plague and print in the Netherlands.** A short-title catalogue of publications in the University Library of Amsterdam. Rotterdam, Erasmus, 1997. 359 p. Ill. Hfl. 120.–. ISBN 90-5235-126-0.

Das Werk verzeichnet niederländische Publikationen, die sich ausschliesslich oder in wesentlichen Teilen mit der Pest befassen, vor 1800 gedruckt worden sind und sich in der Universitätsbibliothek Amsterdam befinden. Mit dem Attribut «niederländisch» ist hier nicht die Sprache gemeint, sondern der Ursprung der Drucke: Sie stammen von niederländischen Autoren oder aus niederländischen Verlagen, können aber auch lateinisch, französisch usw. geschrieben sein. Neben Boccaccios *Decamerone*, der in diesem Zusammenhang ja nicht zu umgehen ist, werden beispielsweise auch die *Metamorphosen* von Ovid aufgeführt mit der exakten Angabe, auf welchen Seiten der jeweiligen Ausgabe Juno die Menschen mit einer Pestilenz straft. Man stösst auch auf theologische Schriften, doch die allermeisten sind natürlich medizinischer Art. Wie sorgfältig die Autoren nach Pestberichten gefahndet haben, zeigt etwa der Titel 1656/7: eine holländische Ausgabe der *Observationes chirurgicae* von Fabricius Hildanus mit dessen Aufzeichnungen über Pestausbrüche in Lausanne und Bern.

Die Autoren geben eine sehr gute Einführung zur Benutzung ihres Kataloges. Dieser selbst ist klar aufgebaut und auf festem Papier übersichtlich, ja ausgesprochen schön gedruckt. Freude machen die Bildtafeln, welche Titelblätter und Illustrationen aus den katalogisierten Werken wiedergeben. Von grossem Nutzen ist die beigefügte Bibliographie von neueren Studien zur Geschichte der Pest in den Niederlanden. Dijstelberge und Noordegraaf erschliessen mit ihrem Werk einen breiten, verlässlichen Zugang zu dieser Thematik.

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Dinges, Martin (Hrsg.): **Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1998. 297 S., Ill. (Sammlung Vandenhoeck). DM 42.–. ISBN 3-525-01369-8.

Hinsichtlich der Geschlechtergeschichte sei, so Dinges, ein dreifaches Defizit zu konstatieren: Insgesamt werden Männer nicht eigenständig thematisiert; das gilt zweitens besonders für die Zeit vor dem 19. Jahrhundert; Männer spielen drittens als Autoren fast keine Rolle. Die Autoren und Autorinnen des vorliegenden Sammelbandes setzen hier ein und gehen anhand von Gerichtsprotokollen, theologischen Abhandlungen, medizinischen Erhebungen, Reiseberichten, Briefen, Leichenpredigten und Nekrologen der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Virilität, ihrer kulturellen Konstruktion und gesellschaftlichen Aushandlung auf den Grund. Der erste Teil der Aufsatzsammlung mit dem Titel «Diskurse über 'zentrale' und 'periphere' Männerrollen» widmet sich dem breiten Spektrum frühneuzeitlicher männlicher Lebensentwürfe. *Heike Talkenberger* rekonstruiert die Männerrollen in württembergischen Leichenpredigten des 16.–18. Jahrhunderts. *Renate Dürr* untersucht das Selbstverständnis katholischer Seelsorgegeistlicher des 17. und 18. Jahrhunderts anhand von Predigtsammlungen aus den Beständen der Wiener Staatsbibliothek. *Bernd-Ulrich Hergemoeller* berichtet von der Konstruktion des «Sodomita» in Prozessakten des Venedig des 15. Jahrhunderts und zeigt auf, wie sich die Demarkationslinien zwischen den gesellschaftlich anerkannten Geschlechtermodellen in Zeiten politischen und wirtschaftlichen Drucks verengen. Nicht alle Lebensentwürfe, die vom dominanten Männerbild abwichen, wurden verdammt, wie der Beitrag «Über die Männlichkeit der Kastraten» von *Patrick Barbier* aufweist. Die Praxis der Kastration wurde in Süditalien als Dienst an der Kirche verstanden. Das dargebrachte 'Opfer' sei angesichts der Subsistenznöte relativ gewesen und zeitgenössische Theologen hätten die Stimme eines werdenden Mannes mitunter für ein wertvolleres Körperglied als dessen Hoden betrachtet. *Cordula Bischoff* analysiert das Herkules- und Omphale-Motiv zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert. Der griechische Held verliert durch seine Liebe zu Omphale seine Männlichkeit, so die Erzählung. Er wird in Frauenkleidern dargestellt, während Omphale die Keule als Herrschaftszeichen schwingt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sei dieser Satire auf die Herrschaftsverhältnisse zwischen Mann und Frau dann nicht mehr viel abgewonnen worden, sondern das Thema sei fortan als Liebesgeschichte dargestellt worden. Die Beiträge des zweiten Teils widmen sich den «Praktiken zur Konstruktion von Männlichkeit». *Michael Frank* befasst sich mit der scheinbar anthropologischen Konstante, ein 'richtiger' Mann demonstriere seine Männlichkeit im Konsum von Rauschmitteln. Er zeigt, dass Geschlechterrollen durch den Konsum von Alkohol nicht nur konstituiert, sondern auch gefährdet werden konnten. *Heinrich R. Schmidt* kommt in einer Analyse von Berner Ehegerichtsprozessen zum Ergebnis, dass die städtische Obrigkeit in den Verfahren häufiger mit Frauen paktierte. Die Ehefrauen nutzten diese Unterstützung, um ihre Männer zu arbeitsamen Hausmännern zu erziehen. *Gerd Schwerhoff* betrachtet die Inszenierung von Virilität am Beispiel der Blasphemie, die er als männliches Delikt identifiziert. Wie bei den von Frank analysierten Trinkritualen handelt es sich beim Fluchen, Schwören und Gotteslästern um agonale Rituale zur Herstellung und Wahrung männlicher Identität. *Francisca Loetz* analysiert die bunten und vielfältigen Gesten streitender Männer im frühneuzeitlichen Zürich, die vom Strecken des Hinterteils über das Fletschen der Zähne und das

Beissen auf die Finger bis zum Faustschlag auf den Tisch, dem Aufstampfen mit dem Fuss und Demonstrationen der Waffe reichten, als körperliche Kommunikationsformen. Wobei sich Konfliktsituationen mit Geschlechtergenossen als Orte erweisen, an denen Männlichkeit konstituiert wurde.

Die vorliegenden neun Beiträge des Sammelbandes bieten einen interessanten Einblick in die Historizität des (noch) unbekannten Wesens Mann und zeigen eine Vielfalt von Konstruktionsmöglichkeiten und eine Vielzahl von Männlichkeiten, wovon die im Titel angezeigten Rollen «Hausväter, Priester, Kastraten» nur eine Auswahl darstellen können.

Aline Steinbrecher, Gockhausen-Zürich

Dörner, Klaus (Hrsg.): **Ende der Veranstaltung. Anfänge der Chronisch-Kranken-Psychiatrie.** Gütersloh, Verlag Jakob van Hoddis im Förderkreis Wohnen-Arbeit-Freizeit, 1998. 394 S., Tab. DM 40.–. ISBN 3-926278-39-0.

«Kein chronisch psychisch Kranker ... muss und darf ... dauerhaft in einer Institution (Klinik oder Heim) leben.» (S. 8). Mit dieser gewohnt provokanten Feststellung eröffnet Klaus Dörner sein Vorwort des wissenschaftlich fundierten Rechenschaftsberichtes der Selbstauflösung seiner Langzeitpsychiatrie in Gütersloh, dem Ende der chronischen Anstaltspsychiatrie und zugleich dem Neubeginn derselben unter ambulanten Bedingungen. Der beeindruckende, ganz und gar sachlich gehaltene Bericht stellt die siebenjährige Arbeit der Autorengruppe dar und umfasst insgesamt 435 Patientenschicksale zwischen 1981 und 1996. Als «chronisch krank» werden diejenigen Patienten bezeichnet, die in fünf Jahren zumindest zwei Jahre stationär, wie Dörner es formuliert, «veranstaltet» waren. Diagnostisch handelt es sich vor allem um schizophrene Psychosen (53,8% der Pat.), Oligophrenien (20,1%), paranoide Zustände (10,4%) und affektive Psychosen (9,7%), wobei Dörner auf die Repräsentativität des Erkrankungsspektrums auch im Hinblick auf andere psychiatrische Versorgungsbereiche hinweist. Von diesen Patienten können im Verlauf des Beobachtungszeitraums 70–80% dauerhaft in normale Wohnungen entlassen werden, nachdem ein tragfähiges, gemeindeorientiertes System einer ausserstationären Versorgung und individuellen Betreuungsintensität aufgebaut wurde.

Das Buch behandelt zahlreiche Aspekte dieser mühsamen Pionierarbeit sowohl auf der Seite der professionellen Mitarbeiter wie auch der Patienten und deren Angehörigen. Es liest sich als aufrichtiges Arbeitsprotokoll und ermunternder Leitfaden zugleich. Der Gegenstand der Untersuchung ist unstreitig die «Chronisch-Kranken-Psychiatrie». Bereits in diesem grundlegenden Strukturwandel durch die gemeinsame Initiative der Betroffenen und Professionellen liegt genügend gesundheitspolitische Brisanz bereit. Kaum vorzustellen, was passierte, wenn dieses mutige und konstruktive Beispiel in der wohlgeordnet administrativen Hierarchie der somatischen stationären Medizin Einzug hielte!

Stefan Grosche, Dresden

Fischer-Homberger, Esther: **Hunger – Herz – Schmerz – Geschlecht. Brüche und Fugen im Bild von Leib und Seele.** Bern, eFeF-Verlag, 1997. 223 S., Ill. SFr. 34.–; DM 36.–. ISBN 3-905561-14-X.

Der «Blick ins Unbewusste der Moderne» wird an vier gesetzten Bruchstellen der menschlichen Existenz, an Hunger, Herz, Schmerz und Geschlecht, entlanggeleitet. Im ersten Kapitel «Ess-Störungen in Sigmund Freuds Psychoanalyse» konzentriert sich die Autorin auf den Widerspruch, dass der «Hunger» mit seinen bestimmenden Charakteristika Freud zwar wesentlich bei der Libidotheorie Pate gestanden hat, dass aber der Vorgang des Essens und die Nahrung in seiner Psychoanalyse zunehmend marginalisiert, stereotypisiert und ihrer unmittelbaren Sinnlichkeit entfremdet wurden. Diese Spannung wird Ausgangspunkt einer Spurensuche in Werk und Biographie Freuds nach der Genealogie heutiger psychodynamischer Konzepte zu Ess- und Beziehungsstörungen. Interkulturelle Vergleiche werden hier ebenso selbstverständlich eingebaut wie Erfahrungen aus der psychotherapeutischen Praxis. Spannend ist, wie auf die Problematik der Rekonstruktion von Geschichtsbildern eingegangen wird, wie plötzlich die Geschichte eines psychoanalytischen Konzepts zur Psychoanalyse der Geschichte als Wissenschaft gerät. In «Schattenwürfe des Geschlechtsunterschieds – Einige durch den psychoanalytischen Blick nahegelegte Verdunkelungen» geht es um die Differenzen, die zur Schaffung eines wissenschaftlich «Anderen» führen. Die Fixierung auf den Geschlechtsunterschied als eine den wissenschaftlichen Raum der «klassischen westlich-neuzeitlichen Kultur» beherrschende Wahrnehmungs- und Klassifikationsgrundlage wird an Sprach-, Bild- und Fallbeispielen demonstriert. So wird die Konstruktion eines geschlechtlichen «Anderen» als Verschiebung von Ängsten vor dem «Ganz Anderen» zum Beispiel «anderer Kulturen oder Klassen» interpretiert. Die westliche Angstlust vor und an der Entgrenzung erscheint als Motor für bis in die Körperschemata vordringende Differenzierungsanstrengungen. Auch im dritten Kapitel «Zum traditionellen neuzeitlichen Umgang mit dem Schmerz» geht es um Strategien von Integration und Desintegration, die zwar auf den individuellen Körper bezogen erscheinen, aber durch ihre Bildersprache unseren gesellschaftlichen Alltag prägen. Die Distanzierung vom Schmerz wird als ein neuzeitliches Denken formendes Muster vorgestellt, das schliesslich Schmerzfreiheit zum «Kennzeichen der integrierten bürgerlichen Persönlichkeit» des 19. und 20. Jahrhunderts werden liess. Hallers Umgang mit dem Schreien der Tiere wird als klassisches Beispiel der durch die Naturwissenschaft betriebenen systematischen Abspaltung des Schmerzerlebens aus dem wahrnehmbaren Alltag angeführt, das sich nahtlos in eine Traumatisierungskultur fügt, die 1846 endgültig handhabbar wurde. Am Geburtsschmerz werden Integration und Desintegration als weiblich und männlich konnotierte Phänomene besprochen, die Hysterie als Krankheitsbild der Moderne wird zum Versuch, die totale Teilung der Welt in schmerzhaft und schmerzfrei zu überwinden. Die Autorin arbeitet hier mit der komplexen Metaphorik des Schmerzerlebens, die gesellschaftliche Entwicklungen und Phänomene der Körperwahrnehmung eng aufeinander bezieht. Dieser Ansatz wird im letzten Kapitel über die Beziehung von «Herz und Geschlecht» noch ausgebaut, in dem das Analogiedenken dem kausalanalytischen Denken der modernen Naturwissenschaft gegenübergestellt wird. Physiologische und anatomische Entsprechungen zwischen Herz und Geschlechtsorganen stehen nicht für sich, sondern existieren nur in ihrem kulturellen und historischen Kontext. Mehr noch als in den vorange-

henden Kapiteln werden wissenschaftliche und populäre Abbildungen vom Mittelalter bis zur Moderne herangezogen, so, wenn an einer Zeichnung von Berengario da Carpi von 1521 demonstriert wird, wie bei den weiblichen Geschlechtsorganen die Herzform stilisiert und dadurch der männlichen Anatomie angenähert wurde, um so über das Herz eine organische Brücke zwischen den Geschlechtern herzustellen. Im ganzen Buch werden Körperbegriffe in neue Kontexte gesetzt, die ihnen eigene Bedeutungsmacht zuweisen. Dabei wird der Diskursbegriff herausgefordert: Es bleibt nicht bei der Feststellung eines Irgendwie-Aufeinanderwirkens kultureller Phänomene, sondern diese werden dem psychotherapeutischen Blick ausgesetzt, der besonders auf «konzeptuelle Verhärtungen und Bruchstellen» gerichtet sein sollte. Herausfordernd irritierend ist der methodische Zugang zur Problematik der Analogien: Indem die Innenperspektive der Begriffe mit der Aussenperspektive ihrer geschichtlichen Einbindung verknüpft wird, entstehen ständige methodische Reibungen, die Leserin und Leser nach Halt suchen und – unvermittelt selbst zum Forschungsobjekt werden lassen. Psychoanalytische Ansätze gehören nicht zu den anerkannten Instrumenten der Wissenschaftsgeschichte, obwohl sie bei derart emotional besetzten und so oft diskursiv nutzbar gemachten Begriffen wie Hunger – Herz – Schmerz – Geschlecht anregend sein könnten. Das Buch arbeitet mit allen Risiken der auf mehreren Ebenen gleichzeitig vorgenommenen Subjekt-Objekt-Spiegelung. Risiken, in die die Autorin ihre LeserInnen einbezieht. Nicht zu allen Reflexionen gibt es Fussnoten, ein Verzicht, den sie sich bewusst gönnt, im Sinne des «Delectare» einer nicht mehr institutionell Gebundenen. Eventuell ist das ein Mangel des Buchs, weil es manchem erlauben könnte, es in eine Ecke zu rücken, in die es nicht gehört. Es ist ein nicht immer leicht lesbarer, Anstoss-erregender Beitrag zur transdisziplinären Wissenschaftsgeschichte.

Caroline Jagella, Zürich

Galen: Galien. **De la bile noire** [De atra bile]. Introduction, traduction et notes par Vincent Barras, Terpsichore Birchler et Anne-France Morand. Paris, Gallimard, 1998. 140 p. (Le Cabinet des lettrés). FFr. 98.–. ISBN 2–07-075165-1.

Che il concetto di 'melancolia' (malinconia) quale stato patologico di tristezza, sfiducia e pessimismo sia per l'antica medicina etimologicamente e eziologicamente riconducibile a una sostanza, la 'bile nera' (*mélaina cholé*), non va che ribadito. E' dunque curioso che il trattatello di Galeno *Sulla bile nera* (*De atra bile*) – la sola monografia antica sul tema rimastaci per intero – non occupi il ruolo che gli spetta nella fiumana di studi sulla genesi di questa patologia depressiva dall'Antichità ai giorni nostri. Il motivo – ben rilevato dai lodevoli traduttori – consiste nella predominanza, in quest'opera, di fisiologia e sintomatica, che poco o nulla hanno a che vedere con stati psicologici melancolico-depressivi veri e propri: per quanto riguarda la sintomatica ad es., condizioni di morbidità da surplus di bile nera possono venire rappresentate da esantemi, elefantiasi, pustole maligne o cancri, un'unica volta da una generica pazzia (cap. 7,5). E solo altri due passi presentano una commistione dei livelli fisico-psicologici (capp. 6,2sg. e 7,5) che rivela l'ambiguità intrinseca della 'bile nera' (= sostanza fisiologica/stato psicologico) rintracciabile peraltro nel termine 'bile' fin da Omero.

Principale preoccupazione degli autori è di fornire la prima traduzione dell'opera in lingua francese fornendola di dati bibliografici e di introduzione essenziali (cf. la «Bibliographie sélective» e l'assai breve «Introduction»). La traduzione è precisa e scorrevole: il testo su cui si basa è quello di De Boer (Leipzig/Berlin 1937 = *Corpus Medicorum Graecorum* V 4,1,1) da cui gli autori non si scostano se non in (due) punti di scarso rilievo. La bibliografia scelta si spinge fino all'anno 1997, ma omette ogni riferimento al volume II 37.2 dell'*Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt* (*ANRW*) apparso nel '96, quasi interamente dedicato a Galeno e comprendente una esaustiva rassegna bibliografica. Da questa apprendiamo ad es. dell'esistenza – pur come tesi di dottorato dattiloscritta e certo difficile da reperire – di una traduzione in tedesco: F. Rameis, Galen, *Über die schwarze Galle*, Wien 1936 che va ad aggiungersi a quella spagnola degli anni cinquanta citata dagli autori (la quale non è quindi «la seule existant dans une langue moderne», pag. 24). I rimandi bibliografici per i pochi nomi propri che spuntano nel testo appaiono un po' datati, ad es. per Diocle di Caristo si potrebbero menzionare gli studi di Ph. van der Eijk che ne prepara l'edizione dei frammenti.

Visto inoltre che nell'introduzione gli autori un poco si soffermano sulle probabili basi empiriche della bile nera per se stessa e della teoria umorale di cui fa parte – Galeno aderisce alla teoria dei quattro umori, sangue, flegma, bile gialla, bile nera, contenuta nel *Corpus Hippocraticum* in *Nat. hom.* – stupisce manchi il rimando a *Morb. IV*, l'unico altro trattato del *C. H.* che menzioni quattro umori quali componenti elementari del corpo umano (sangue, flegma, bile, hydrops), con ambivalenza positiva (causa di salute) e negativa (causa di malattia), rimando che permetterebbe di registrare l'imporsi – verso la fine del V sec. a. C. – di un canone di quattro elementi costitutivi di sicura derivazione filosofica (Empedocle). Sempre nell'introduzione non è molto chiarificatorio il discorso portato avanti dagli autori sul tema dell'omonimia perché non fa che riassumere, contaminandoli, il contenuto di tre passi (capp. 3,1–3.7; 7,37sg.; 8,10) in cui Galeno opera delle distinzioni fra i termini – confusi nell'uso comune – di 'umore melancolico' (*melancholikòs chymós*), 'bile nera' (*mélaina cholé*) fisiologica, 'bile nera' contro-natura e 'sostanze nere' (*tà mélaina*). Non solo Galeno «lui même, dans l'usage qu'il fait du vocabulaire, ne se soucie pas toujours de lever l'incertitude» (pag. 14): spesso questo suo testo presenta contraddizioni vere e proprie sul concetto di umore (cf. nel cap. 2,1sgg. l'idea che il sangue, uno dei quattro umori costituenti, è riconoscibile anzitutto perché coagula con l'affermazione in 2,10: «caratteristica comune a tutti gli umori è di non coagulare»). Ed è così anche in altre opere, dove regna la confusione fra umori fisiologici e umori contro-natura (*De facult. nat.* cap. 2,8sg.).

Il libro è dotato di un «Index des noms propres», un «Index des œuvres et passages cités» e di un «Index des termes et notions», prezioso perché segnala anche i binomi più significativi con utili rimandi interni.

Lucia Orelli Facchini, Zürich

Gayon, Jean: **Darwinism's struggle for survival. Heredity and the hypothesis of natural selection.** Cambridge, Cambridge University Press, 1998. XVI, 516 p. Ill. (Cambridge Studies in Philosophy and Biology). £ 65.–; $ 95.–. ISBN 0-521-56250-3 (hardback).

Der Erfolg der Synthetischen Theorie der Evolution in den Jahrzehnten nach 1950 hat die Tatsache in den Hintergrund treten lassen, dass der moderne Darwinismus eine lange und intensive Krise erfuhr, bevor er zum kaum bestrittenen Lehrbuchwissen unserer Tage wurde. Obwohl diese Krise durch die Angriffe der Gegner (u.a. Lamarckisten und Orthogenetiker) verstärkt wurde, handelte es sich wesentlich auch um eine innere theoretische Krise. Hervorgerufen wurde die Krise dadurch, dass es trotz der intuitiven Gewissheit, dass die Selektionstheorie richtig ist, noch fast 80 Jahre dauerte, bis die natürliche Auslese als empirische Realität und theoretische Möglichkeit konkret nachgewiesen werden konnte.

Jean Gayon hat eine aussergewöhnlich detailreiche und präzise Geschichte der oft widersprüchlichen und schwierigen Beziehungen zwischen natürlicher Auslese und den jeweiligen historischen Vererbungstheorien, die eine Ursache für die Krise des Darwinismus waren, von Darwin bis zur Synthetischen Theorie vorgelegt. Es handelt sich um eine Übersetzung seines 1992 auf französisch erschienenen *Darwin et l'après-Darwin: Une histoire de l'hypothèse de sélection naturelle.*

Der Band gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wird der Beginn der Krise des Darwinismus bei Darwin und Wallace dargestellt. Im zweiten Teil wird das Spannungsverhältnis zwischen den Theorien der Selektion und der Vererbung bis ins 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Einführend stellt Gayon hier Galtons und Weismanns Theorien zur Selektion, Vererbung und Regression dar. In weiteren Abschnitten werden Strategien vorgestellt, das Selektionsprinzip am Beispiel der Mimikry zu bestätigen, und verschiedene Versuche der englischen Biometriker, die Wirkung der Selektion nachzuweisen. Den Abschluss bildet eine Darstellung der Konfrontation zwischen Darwinisten und frühen Mendelisten in den Jahren nach 1900. Im dritten Teil zeigt Gayon, wie das Selektionsprinzip in den Jahren nach 1920 durch die Berechnungen der mathematischen Populationsgenetik und empirische Untersuchungen bestätigt werden konnte. Dies hatte aber auch gravierende Folgen: Aus Darwins umfassender Theorie der natürlichen Auslese wurde einer unter mehreren Parametern der Populationsgenetik, und der Neo-Darwinismus der Synthetischen Theorie wurde wesentlich zu einem «Neo-Mendelismus».

Viele der von Gayon beschriebenen Episoden sind aus den Schriften von William Provine, Ernst Mayr und anderer Autoren bekannt, aber noch nie so eingehend dargestellt worden. Wie seine Vorgänger beschränkt sich Gayon im wesentlichen auf die Rekonstruktion theoretischen Wissens und – abgesehen von wenigen Ausnahmen – auf die Geschichte der englischsprachigen Evolutionstheorie. In diesem Rahmen ist der vorliegende Band die bisher umfassendste und präziseste Darstellung der historischen Debatten um die Herausforderung des Darwinismus durch Theorien der Vererbung und uneingeschränkt zu empfehlen.

Thomas Junker, Tübingen

Geus. – Müller, Gerhard H. (Hrsg.): **Themen zur Geschichte der Biologie. Zum 60. Geburtstag von Professor Dr. Armin Geus.** Nancy, Presses Universitaires de Nancy, 1999. 256 S. Portr., Ill. (Philosophia Scientiae, Travaux d'histoire et de philosophie des sciences/Studien zur Wissenschaftsgeschichte und -philosophie, 1998–1999, cahier spécial 2). FFr. 130.–; DM 40.–; Euro 20.–. ISSN 1281-2463. *Bezugsadresse:* Prof. Dr. Gerhard H. Müller, Joseph-Haydn-Strasse 13, D-66125 Saarbrücken; e-mail:gmuller@clsh.univ-nancy2.fr.

Die Biologiehistoriographie in Deutschland nahm in den 90er Jahren einen spürbaren Aufschwung. 1991 formierte sich die *Deutsche Gesellschaft für Geschichte und Theorie der Biologie* mit ihr verbundenen *Jahrbüchern* (seit 1994) und ihren *Verhandlungen* (seit 1998); und 1998 öffnete in Neuburg an der Donau das *Biohistoricum* seine Pforten, ein Museum und Forschungsarchiv für die Geschichte der Biologie mit der Schriftenreihe *Acta Biohistorica* (seit 1996). Ein Wegbereiter, Urheber und eine Zentralfigur dieser Entfaltung, die in einer Jahrzehnte währenden Genesis reifte, ist der Marburger Universitätsprofessor und Verleger Armin Geus. Geus lehrte zunächst in Erlangen, wo er Biologie, Geschichte und Kunstgeschichte studiert hatte, um dann 1971 als Medizin- und Biologiehistoriker nach Marburg zu wechseln. Seit 1967 einem Arbeitskreis gleichsinniger Kolleginnen und Kollegen verbunden, zog er in Forschung und Lehre, unumgänglichen Förder- und Trägervereinen, in Wort, Schrift und Bild, wie sie auch seine Basilisken-Presse (seit 1976) verlegt, jene steten, verwobenen Bahnen, die die beachtlichen Entwicklungen der letzten Jahre vorbereiteten und tragen.

Die von Gerhard H. Müller angeregte und besorgte Festgabe zum 60. Geburtstag von Geus vereint denn auch elf Biologie- und Medizinhistoriker, Anthropologen und Philosophen, Museologen und Lektoren aus West und Ost, die den Jubilar auf seinem Weg in verschiedenen Bereichen und zu verschiedenen Zeiten begleiteten oder erlebten. Ihre Beiträge widerspiegeln, quasi als bunter Strauss kleiner Kabinettstücke, die Bandbreite der *Themen zur Geschichte der Biologie*. Biographische Essays über Anregungen, Ansichten und Wirkungen dominieren und betreffen den Anatomen Caspar Friedrich Wolff (Ilse Jahn, Berlin), den Anthropologen und Sexualaufklärer Paolo Mantegazza (Werner F. Kümmel, Mainz), den Geographen Friedrich Ratzel (Gerhard H. Müller, Nancy), den Physiologen Claude Bernard (Hans-Jörg Rheinberger, Berlin), den «Ahnherrn der Parawissenschaften» Joseph Glanvill (Reinald Schröder, Diepholz) und den Pathologen Rudolf Virchow (Klaus Wenig, Berlin). Betrachtungen zur deutschen Reiseliteratur aus Italien (Dietrich von Engelhardt, Lübeck), zum deutsch-französischen Wissenstransfer (Kai Torsten Kanz, Göttingen, heute Halle/S) und zu österreichischen Forschungsreisen (Christa Riedl-Dorn, Wien) werden von Reflexionen zur Hautfarbe in Theologie und Wissenschaften (Renato Mazzolini, Trento) und allgemeinen Überlegungen zum Platz der Medizingeschichte (Nicolaas A. Rupke, Göttingen) ergänzt. Die wechselnden Themen, Ansätze und Perspektiven entsprechen der überdisziplinären Methoden- und Objektvielfalt des Geusschen Œuvre, das ein bibliographischer Anhang zwischenbilanziert, der Geus als Autor von 125 Aufsätzen und Büchern sowie Herausgeber von 73 Berichten, Drucken und Schriften, darunter der bekannten *Schriften zur Wissenschaftsgeschichte* (seit 1976) und der *Marburger Schriften zur Medizingeschichte* (seit 1981), aber auch graphischer Werke ausweist. Zudem betreute er bis dato 47 Dissertanten.

Unbeirrt von Modetrends, frönt Geus einem breiten, ja grenzenlosen Interessenspektrum, das Kunst und Wissenschaft, Historisches und Aktuelles vereint und sich

der Besitzergreifung richtungsstreitender Konjunkturritter entzieht. Geus' Arbeiten haben mehr mit Faszination und Selbstbestimmung als mit Berechnung und Programmatik zu tun. Authentizität, Gradlinigkeit und unermüdliches Engagement, das auch keine Trennung von Öffentlichem und Privatem zulässt, verbinden und polarisieren gleichermassen, fördern Akzeptanz wie Distanz. Dem Berliner Rezensenten drängt sich hier das Bild eines fränkisch-wahlhessischen Knobelsdorff auf, der keinem König huldigt. Aber genau darauf gründet sich der eingangs erwähnte Aufschwung, der sich sukzessive aufbaute und nicht nur ein Pendelschlag ist. Der Band stellt sich mithin als Reverenz vor dieser bisherigen Lebensleistung dar. Leider lässt er im Handwerklichen (zu weite Spatien durch fehlende Silbentrennung, zu grob gerasterte Abbildungen, schlechte Klebebindung) zu wünschen übrig.

Ekkehard Höxtermann, Berlin

Golgi, Camillo: **Sulla fina anatomia degli organi centrali del sistema nervoso.** A cura di Alberto Oliverio. Firenze, Giunti, 1996. 264 p. Ill. (Biblioteca della scienza italiana, 10). Lit. 48 000. ISBN 88-09-20760-2.

Camillo Golgi (1843–1926), vorher Lehrbeauftragter für klinische Mikroskopie der medizinischen Fakultät von Pavia, übernahm aus finanziellen Gründen die ärztliche Leitung eines kleinen Landspitals, der Pia Casa degli Incurabili in Abbiategrasso. Dort richtete er ein histologisches Labor ein und erprobte vielerlei Färbungen der Nervenzellen und ihrer Bestandteile, bis es ihm gelang, durch Silberchromatimprägnierung («reazione nera») den Verlauf und die vermeintliche Vernetzung der Axone im Gehirn darzustellen. Der ersten Publikation von 1873, «Sulla struttura della sostanza grigia del cervello», in der *Gazzetta Medica Italiana* am 2. August 1873 folgte das vorliegende Werk, 1880 fertiggestellt und mit dem Fossati-Preis gekrönt, und von 1882 bis 1885 in sieben Teilen publiziert in der *Rivista Sperimentale di Freniatria e di Medicina Legale*. Darin sind die wohl wichtigsten Ergebnisse von Golgis Untersuchungen mit seiner Imprägnationsmethode zusammengestellt. Seine Forschungen über das Riechhirn haben zu ähnlichen Untersuchungen von Santiago Ramòn y Cajal nicht nur die Methodologie, sondern auch die Motivation vorgegeben. Damit hat Golgi, der darauf beharrte, dass die Nervenfasern im Gehirn ein zusammenhängendes Netz bildeten, paradoxerweise die Entwicklung der Neuronentheorie durch Cajal, Forel, His und Waldeyer in Gang gebracht, die ohne seine Methode und Cajals Anwendungen kaum zustande gekommen wäre. Durchaus in diesem Sinne ist ihm zusammen mit Cajal 1906 der Nobelpreis für Medizin verliehen worden. Die vorliegende Neufassung von Golgis Hauptwerk ist als Werkausgabe konzipiert. Die Illustrationen sind keine Sammlertrophäen, sondern brauchbar. Eine historische Einführung von 17 Seiten umreisst das Umfeld von Golgis revolutionärem Wirken.

Hansruedi Isler, Zürich

Gosteli, Leo; Boschung, Urs; Brosche, Peter (Hrsg.): **Astronom, Weltbürger, Blasensteinpatient. Franz Xaver von Zachs Briefe an Rudolf Abraham von Schiferli 1821–1832.** – Basel, Schwabe, 1998. 382 S. Ill., Portr. (Gesnerus Suppl. 45/1998). SFr. 45.–; DM 54.–.

Während die Wissenschaftsgeschichte Franz Xaver von Zach (1754–1832) vor allem als einen der rührigsten Astronomen seiner Zeit kennt (vgl. Ostwalds Klassiker Bd. 280!), zeigen ihn die Herausgeber dieser Korrespondenz hauptsächlich als medizinischen Fall, aber auch als besorgten Betreuer und Gesellschafter der verwitweten sächsischen Herzogin Charlotte Amalie im damals sardischen Genua der Restauration. Das Korpus umfasst rund hundert Dokumente, zur Hauptsache Briefe Zachs an den Berner Arzt Rudolf Abraham von Schiferli (1775–1837), der seit 1814 Oberhofmeister der russischen Grossfürstin Anna Feodorowna (geb. von Sachsen-Coburg-Aalfeld) in der Elfenau bei Bern war. Zach hatte Schiferli kennen und schätzen gelernt, als dessen Herrin im Winter 1821/22 zu Gast bei seiner Herzogin weilte. Die Briefe blieben in Schiferlis Familie erhalten und befinden sich seit 1951 auf der Burgerbibliothek Bern. Zach schrieb gerne, meist auch lange und witzig. Anschaulich, ja oft dramatisch malt uns seine Feder Leben und Reisen von damals, vorwiegend im etwas chaotischen nachnapoleonischen Italien, aber auch Leiden und Freuden des sächsischen Hochadels und schliesslich seine eigene Krankheit.

Sohn eines ungarischen Arztes, interessierte Zach sich früh für Astronomie und lernte deren praktische Anwendung u.a. als Mitarbeiter bei Pater Josef Liesganigs Vermessung Galiziens kennen. Lehr- und Wanderjahre vermittelten Kontakte zu führenden Astronomen der Epoche. 1787–1804 wirkte Zach als Astronom am Hof des kleinen Herzogtums von Sachsen-Altenburg-Gotha, ab 1791 an der unter seiner Leitung erbauten Sternwarte auf dem Seeberg. Der Zürcher Johann Caspar Horner (1774–1834) war hier sein Schüler. Verdient machte Zach sich nicht zuletzt als Publizist wissenschaftlicher Zeitschriften. 1804 wurde er Oberhofmeister der Herzogin-Witwe und somit, samt seinen astronomischen Instrumenten, ihr ständiger Reisebegleiter. Sein Blasenproblem manifestierte sich ab 1826, kurz vor dem Tod der Herzogin. Der Pariser Arzt Jean Civiale (1792–1867) behandelte ihn erfolgreich mit seiner neuen Methode der Blasenstein-Zertrümmerung (Lithotritie), anstelle des üblichen schmerzhafteren Blasensteinschnitts. Zachs offensichtlich robuste Gesundheit hielt Civiales ebenfalls nicht harmlosen Eingriffen jahrelang stand. 1832 erlag der Geschwächte dann der in Paris herrschenden Cholera.

Eine ausführliche Einleitung orientiert über die Hauptpersonen, sodann über Zachs Krankheit aus damaliger und heutiger Sicht. Porträts und einige Abbildungen: der Elfenau, der Lithotritie, von Zachs Schriftzügen, veranschaulichen das Gesagte. Quellen und Literatur, eine Zeittafel, genealogische Angaben über involvierte Fürstenhäuser, ein Namenindex von 35 Seiten und eine Ortsliste beschliessen den Band. Er bietet ansprechende wissenschafts- und mentalitätshistorische Quellenlektüre des Vormärz, mit gutem Kommentar zur Personen- und Medizingeschichte.

Beat Glaus, Zürich

Grmek, Mirko D.: **Le legs de Claude Bernard.** Paris, Fayard, 1997. 439 p. (Penser la médecine). FFr. 160.–. ISBN 2-213-60014-7.

A vrai dire, ce livre ressemble peut-être davantage à un legs de son propre auteur qu'à une synthèse sur Claude Bernard. Il résume en effet assez bien le parcours d'une carrière scientifique, celle de Mirko Grmek, consacrée pour une bonne part, presque dès ses débuts, à l'étude de celui qui fut «non seulement un grand physiologiste, mais la physiologie même». On sait – et Grmek reprend l'histoire dans son avant-propos – que les papiers scientifiques de Bernard, dispersés, puis rassemblés de façon aventureuse, furent jusqu'au début des années soixante, étant donné leur très incertain classement, pratiquement ignorés par les historiens des sciences. L'occasion de dresser le catalogue raisonné des manuscrits bernardiens fut donnée à Grmek, qui put ainsi avoir le privilège de connaître de fond en comble cette source capitale, et de fonder par la même occasion un des principes cardinaux de sa propre méthodologie historique: ne jamais se fier à telle ou telle opinion émise dans un texte imprimé comme une vérité définitive, mais toujours en retracer la genèse, les variations, au gré des sources manuscrites qui la précèdent, afin d'épouser au plus près la construction des hypothèses scientifiques. Ce livre est donc une illustration, autant du génie de Bernard – ce dont on se doutait certes –, que de la méthode et des thèmes privilégiés de Grmek, à l'usage de ceux qui ne les connaîtraient pas encore. L'auteur insiste justement sur la façon complexe et parfois contradictoire dont émergent les idées scientifiques, bien loin d'une épistémologie naïve qui ne voudrait voir en elles qu'une simple émanation de l'observation pure de faits, dégagée de tout préjugé. Sont ainsi abordés quelques thèmes majeurs et classiques de l'œuvre bernardien, la fonction glycogénique du foie, la piqûre diabétique, le milieu intérieur, à chaque fois envisagés comme des découvertes au parcours sinueux et émaillé de contradictions. D'autres chapitres un peu plus impressionnistes, sur les rapports de Bernard et de Pasteur, sur la biographie de Bernard, sur le credo philosophique du maître, complètent le tableau. Un tableau à vrai dire attendu: les chapitres, pour l'essentiel, sont repris d'articles déjà parus depuis les années 1960, retouchés (légèrement) et remis à jour sur le plan bibliographique. D'où l'impression, plutôt que d'un livre au sens fort du terme, d'un recueil un peu arbitraire d'articles: d'autres auraient pu s'ajouter, certains être retranchés, sans que l'ensemble s'en trouve substantiellement modifié. Un recueil qui permet de comprendre une certaine façon de faire l'histoire des sciences, attachée à l'examen de la découverte des «faits» scientifiques, mais qui laisse aussi largement inexplorées, et donc ouvertes aux historiens à venir, d'autres voies passionnantes, celles par exemple de l'insertion sociale et des problématiques éthiques de la science bernardienne.

Vincent Barras, Lausanne

Grmek, Mirko D.; Gourevitch, Danielle: **Les maladies dans l'art antique.** Paris, Fayard, 1998. 518 p. Ill. (Penser la médecine). FFr. 180.–. ISBN 2-213-60154-2.

Mirko D. Grmek et Danielle Gourevitch nous offrent un ouvrage de synthèse très attendu, fruit de nombreuses années de recherche sur l'iconographie des maladies dans l'art antique. Jusqu'ici ce thème n'a pas suscité beaucoup d'études approfondies, bien qu'il fascine depuis longtemps les historiens de la médecine. Il exige en effet une

démarche interdisciplinaire que peu de chercheurs osent adopter: les sources iconographiques antiques ne peuvent pas être examinées hors de leur contexte socioculturel sous peine de fausser leur signification; seule une approche alliant le regard de l'historien au savoir médical permet de déjouer les nombreux pièges de la surinterprétation.

Les auteurs ont réuni un corpus de grande envergure qui fait le point des connaissances archéologiques actuelles. Les documents s'échelonnent sur près d'un millénaire, du 7e s. av. J.-C. au 4e s. apr. J.-C.; ils proviennent de l'ensemble du monde antique classique (mondes grec, étrusque et romain), sans oublier les peuples périphériques (Gaulois, Scythes, Parthes, Thraces ...). Ils sont de nature très variée, de la peinture de vase ou murale à la sculpture monumentale, en passant par la numismatique, la coroplastie, la glyptique et la mosaïque.

L'objectif des auteurs est de dresser un inventaire méthodique de toutes les maladies à symptômes visibles identifiables dans l'art afin d'éclairer leur pathocénose dans le monde antique. Leurs diagnostics rétrospectifs (ou iconodiagnostics) sont systématiquement confrontés à l'apport des sources écrites et paléopathologiques.

L'introduction esquisse les étapes du développement du réalisme dans l'art antique et définit l'apport et les limites des principales sources iconographiques. En Grèce, le progrès des connaissances médicales a ainsi donné aux artistes un nouvel essor qui se concrétise dès le IVe siècle av. J.-C. par le goût des peintres et sculpteurs pour les études anatomiques, un goût dont témoignent aussi les fabricants de petites figurines grotesques d'Asie Mineure et d'Egypte hellénistique. A Rome, le souci de vérisme des portraits de l'aristocratie semble remonter à la tradition des masques funéraires. Fabriqués en masse, les ex-voto médicaux n'offrent qu'un nombre limité de représentations pathologiques, rarement réalistes; mais ils témoignent du niveau du savoir populaire, et permettent de situer les principaux sujets de préoccupation de la clientèle des sanctuaires.

Le premier chapitre est consacré aux portraits de personnalités, d'Homère à Maximin le Thrace, et tente de dégager leurs parts de réalisme et d'idéalisation. L'ouvrage passe ensuite en revue les images de pathologies et lésions d'origine congénitale ou traumatique: blessures, empoisonnements, états paroxystiques et folie, maigreur et émaciation, obésité et affections du ventre, anomalies de la taille et affections du thorax, affections de la tête et du cou, affection des yeux, affection des membres, états pathologiques liés au sexe.

La conclusion relève les divers pièges de l'iconodiagnostic (pièces fausses, méconnaissance des conventions artistiques ...) et fait le bilan des acquis. La contribution la plus importante de l'iconographie concerne les maladies ou pathologies non encore identifiées par les médecins de l'époque: la précision des imagiers complète les sources écrites et apporte un précieux témoignage sur l'existence de certaines pathologies ou formes morbides (comme la thalassémie, le syndrome de Down ou l'hémimélie). L'apport de l'iconographie à l'étude de la pathocénose reste toutefois limité. Le nombre de représentations d'une pathologie ne donne pas d'information sur sa fréquence réelle, mais reflète son importance dans l'imaginaire collectif.

Abondamment illustré, ce livre est complété par une riche bibliographie, un index des notions médicales et un index de noms de personnes. Cette somme constitue un indispensable outil de travail. Elle entrouvre de nombreuses perspectives de recherches. Au-delà de l'inventaire des maladies répertoriées apparaissent plusieurs champs

d'études, notamment sur les rapports des connaissances médicales et philosophiques avec l'évolution de l'art antique, et sur la représentation du corps dans les ex-voto anatomiques, entre savoir populaire et savoir scientifique.

Véronique Dasen Tuor, Pensier

Grosser, Hartmut: **Historische Gegenstände an der Universitäts-Sternwarte Göttingen.** Ein Katalog zum 250-jährigen Bestehen der Sternwarte. Göttingen, Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Kommission für historische Apparate, 1998. 120 S. Ill. und Farbtaf.

Die Astronomie wurde an der 1737 gegründeten Universität Göttingen sozusagen von Anfang an gepflegt; Tobias Mayer (1723–1762) war einer ihrer ersten Vertreter. Veraltete wissenschaftliche Instrumente laufen überall Gefahr, «entsorgt» zu werden; hier blieb glücklicherweise ein beträchtlicher Fundus erhalten. Dank gewecktem Sinn fürs heimische Kulturgut und einer «Arbeitsbeschaffungsmassnahme» konnte er vor kurzem neu katalogisiert werden, nachdem er jahrzehntelang brachgelegen (wie es derjenige der Eidgenössischen Sternwarte Zürich leider noch heute tut ...). Das Inventar 1997 enthält «eine möglichst komplette Dokumentation» und Beschreibung der gut 200 historischen Objekte (samt photographischer Erfassung). Vorliegender Katalog stellt rund «50 hervorragende oder typische Exponate» vor, deren Eigenart, Geschichte und einstiges Umfeld ausführlich kommentiert werden. Abbildungen veranschaulichen die Ausführungen.

Eine kleine Geschichte der Sternwarte und ein kurzer Abriss von Carl Friedrich Gauss' vortrefflichem Wirken sorgen für stimmige Einleitung. Die nächsten Kapitel sind den Instrumenten gewidmet; ein technikhistorischer Abriss eröffnet jedes, bevor die «Karrieren» der einzelnen Geräte dargestellt werden. Begonnen wird mit Winkelmessinstrumenten, die auch nach Erfindung des Fernrohrs nicht ausgedient hatten. Es sind dies: ein Quadrant von Kampe und ein Mauerquadrant von Bird (gebaut um 1750), zwei Meridiankreise von Reichenbach und Repsold (ca. 1820), ein Passageninstrument von Heyde (um 1900), ein Repsold'sches Universalinstrument (1899), ein Spiegelsextant von Cary (um 1800), ein Prismenkreis von Repsold (um 1840) und ein Prismenastrolabium von Sartorius (um 1910). An Fernrohren werden vorgeführt: ein kleines Linsenfernrohr von Dollond (vor 1780), je ein Spiegelteleskop von Herschel (um 1780) und von Short (um 1765), ein Kometensucher von Merz (um 1850), von Fraunhofer ein Zugfernrohr («Gauss 1815») und ein Heliometer (1814), dann ein rund 300jähriger Tubus Binoculus. Es folgen Zeitmesser: eine Universal-Sonnenuhr von Rowley (vor 1724), ein Chronometer von Knoblich (um 1900), eine Wanduhr von Dencker (um 1889) und ein Chronograph von Ausfeld (um 1850). Die Rubrik Verschiedenes vereinigt unter anderem einen Himmelsglobus von Blaeu (1603), die (unvollendeten) Druckplatten des von Tobias Mayer geplanten Mondglobus (vor 1762) sowie Gauss' und Webers erste Telegraphenanlage von 1833 (in Nachbau). Erinnerungen rekapitulieren bedeutende Schenkungen, Ankäufe und Abgänge; auch Orte und Räumlichkeiten werden gewürdigt. Eine ausführliche Bibliographie weist einschlägige Archivalien und Literatur nach. Fünfundzwanzig speziell beschriebene Farbaufnahmen meist zusätzlicher Schaustücke beschliessen das verdienstvolle Werk. Der Antiquar dürfte

daran seine Freude haben; am meisten Nutzen aber wird der Katalog historisch interessierten Fachleuten bringen!

Beat Glaus, Zürich

Hänni, Catherine: **Im Spannungsfeld zwischen Arzneimittel und Rauschgift.** Zur Geschichte der Betäubungsmittelgesetzgebung in der Schweiz. Bern, SGGP/SSHP, 1998. 500 S. Ill. (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 19). SFr. 58.–. ISBN 3-9520758-6-8.

Wie der Titel andeutet, steht die Gesetzgebung über Betäubungsmittel im Spannungsfeld zwischen deren Gebrauch als medizinisch wertvolle Medikamente und ihrem Missbrauch als Suchtmittel. Catherine Hännis Buch beschreibt zuerst die internationale Kontrolle der Betäubungsmittel, im Hauptteil die schweizerische Kontrolle und schliesslich den gegenwärtigen Stand von Gesetzgebung und Drogenproblemen.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildeten sich internationale Bewegungen und Gesetzgebungen gegen den unmoralischen Handel mit Betäubungsmitteln. Das erste schweizerische Gesetz zur Kontrolle des legalen und zur Repression des illegalen Handels entstand sogar erst 1924. In den folgenden total- oder teilrevidierten Gesetzen von 1951, 1968, 1975 und 1995 erweiterte sich die Liste der kontrollierten Substanzen weit über Opiate, Cocain und Cannabis hinaus und wurden Bestimmungen über strafrechtliche, präventive, therapeutische und fürsorgerische Massnahmen aufgenommen. Der politische Prozess der Entstehung dieser Gesetze wurde in der Schweiz jeweils unter dem Druck der entsprechenden Beschlüsse in Völkerbund und UNO eingeleitet. Die Entstehung vor allem des ersten Gesetzes war gekennzeichnet vom Widerstand der pharmazeutischen Industrie mit ihrem lukrativen Export von Alkaloiden. Beschworen wurden in Parlament und Kommissionen auch die Handels- und Gewerbefreiheit, die Souveränität der Kantone und die Skepsis gegenüber ausländischen Modellen. Die aus diesen Bremsklötzen resultierenden Verzögerungen der Angleichung an internationale Vereinbarungen von bis zu 20 Jahren brachten die Schweiz oft in den schlechten Ruf des Profiteurs oder einer Drehscheibe des Drogenhandels.

Hännis Buch ist also nicht nur vom Drogenproblem her, sondern auch politisch von hoher Aktualität. Die Autorin breitet einen grossen Reichtum an Material aus und schreibt trotzdem ein flüssig lesbares Buch. Für den eiligen Leser ist die Entwicklung der Gesetzgebung in Tabellenform zusammengefasst, und ein Anhang enthält die kompletten Texte der fünf Bundesgesetze und der zugehörigen Verordnungen.

Marcel H. Bickel, Bern

Heilemann, Hubert Gottfried: **Patient Goethe.** Marburg, Basilisken-Presse, 1999. 260 S. Ill. DM 69.–. ISBN 3-925347-53-4 (zugl. Diss. med., FU Berlin, 1989 unter dem Titel: Goethe. Eine Krankengeschichte und kritische Darstellung der pathographischen Literatur).

Im Jahr des 250. Geburtstages Goethes hat der Dresdner Psychiater Hubert Gottfried Heilemann eine medizinhistorische Lücke der Goethe-Literatur gefüllt und

eine neue Darstellung der Krankengeschichte Goethes vorgelegt. Die zugrundeliegende, bereits vor zehn Jahren verfasste Berliner medizinhistorische Dissertation wurde bereits in *Gesnerus* 54 (1997) 295f. ausführlicher gewürdigt. Für die Drucklegung hat der Autor nun vor allem den Anmerkungsapparat ergänzt und überarbeitet, wenige stilistische Änderungen am Text vorgenommen, sowie einige Abbildungen eingearbeitet. Die in den letzten zehn Jahren erschienene Literatur zu Goethes Pathographie wird unvollständig erfasst und nur kursorisch gestreift (Nager 1990; Wenzel 1992; Damm 1998), wenn auch vergleichbar umfassende, wissenschaftlich fundierte Arbeiten seitdem nicht erschienen sind. Bereits Magdalene Oberhoffer hatte 1949 die wichtigsten Dokumente zu Goethes Erkrankungen gesammelt. Heilemanns Darstellung geht jedoch ungleich kritischer mit den vorhandenen Zeugnissen um und liefert eine umfassende Analyse der vorliegenden Literatur und der teilweise haarsträubenden pathographischen Deutungsversuche. Sie ist unbestreitbar das medizinhistorische Standardwerk zu Goethes Krankengeschichte und damit ein herausragender Titel unter den Veröffentlichungen des Goethe-Jahres.

Stefan Grosche, Dresden

Hummel, Christine: **Das Kind und seine Krankheiten in der griechischen Medizin. Von Aretaios bis Johannes Aktuarios (1. bis 14. Jahrhundert).** Frankfurt/Main etc., Peter Lang, 1999. XIII, 353 S. (Medizingeschichte im Kontext, Bd. 1). SFr. 79.–. ISBN 3-631-34320-5; ISSN 1437-3122.

Das vorliegende Buch ist aus medizinischer und aus sonderpädagogischer Sicht interessant, da sich die Bemühungen der Medizin auf die menschliche Gesundheit richten und sich die Sonderpädagogik mit den Erziehungs- und Bildungsbedürfnissen kranker und gebrechlicher Menschen auseinandersetzt. Gespannt dürfen darum sowohl der Mediziner als auch die Sonderpädagogin den Ausführungen der Autorin folgen, verspricht sie doch die Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Kindes und seiner Krankheiten aus der Sicht der antiken und byzantinischen Medizin vor dem Hintergrund «über die Vorstellungen vom Kind im allgemeinen und seine Aufzucht und Erziehung bis zum 14. Lebensjahr» (Seite 299, u.a.).

Der eher medizinisch interessierte Leser erfährt anhand sorgfältig präparierter Quellen einen aus heutiger Sicht auffallend ungezwungenen Zugang zum Säugling, was sich beispielsweise in Empfehlungen zum Stillen oder zur Körperpflege spiegelt. Ebenso fällt dem Mediziner eine gute Kenntnis von Anatomie und Physiologie der antiken griechischen Ärzte auf, interessant ist die Gesamtschau der antiken griechischen Ärzte auf der Grundlage der Säftelehre, in der Kinder warm und feucht sind, weshalb sie wie Frauen und Eunuchen anders als erwachsene Männer und Greise zu behandeln sind.

Die sonderpädagogisch interessierte Leserin erfährt durch skizzenhafte Bemerkungen, dass die Aufzucht und Erziehung sich in der Antike primär auf Ernährung und Pflege konzentrierte, wobei diese Formen der Zuwendung zum Kind durchaus als Synonyme einer entwicklungsfördernden Körper- und Wesensformung verstanden wurden. Die planmässige Erziehung allerdings – die selbstverständlich zu jener Zeit einer klar reglementierten Standeserziehung entsprach – wird nur in wenigen Sätzen erwähnt.

Aus medizinischer Sicht wäre die vertiefte Darstellung der Krankheitslehre und des damaligen medizinischen Wissens wünschenswert gewesen sowie ein eingehenderer Kommentar zu den zitierten Quellen. So bleibt es bei Verweisen zu entsprechender Sekundärliteratur. Aus sonderpädagogischer Sicht liest sich der dritte Teil des Buches als Bestätigung der These, dass Erziehung und Bildung in jener Zeit gesunden Kindern aus hochangesehenen Familien vorbehalten blieb und die antike Medizin sich auf einen Krankheitsbegriff stützt, der letztlich auf Pflege und Ernährung oder Medikamentation ausgerichtet ist. Aus sonderpädagogischer Sicht reduziert sich die eingangs formulierte Zielsetzung der Autorin im weiteren Verlauf auf diverse kindliche Pathologien und ihre medizinische Bearbeitung. Das beigefügte Stellenregister und der breit gefächerte Index laden hier zur nochmaligen Durchsicht unter veränderter Perspektive ein. Das Buch verdient aus zwei Gründen Beachtung. Erstens ist es ein sorgfältiger Beitrag zur Medizingeschichte. Zweitens eröffnet es eine Plattform interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen zwei sich traditionell naheliegenden Professionen, deren kooperatives Potenzial durchaus (wieder) intensiviert werden dürfte.

Henry Perschak, Zürich
Ursula Hoyningen-Süess, Zürich

Jauch, Ursula Pia: **Jenseits der Maschine. Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de La Mettrie (1709–1751).** München, Hanser, 1998. 598 S. Ill., Portr. DM 78.–; SFr. 73.–. ISBN 3-446-19485-1.

Nach Kathrin Wellmann (1992) und Birgit Christensen (1996) legt nun Ursula Pia Jauch die dritte La Mettrie-Monographie dieses Jahrzehnts vor – hoffentlich nicht nur der krönende Abschluss dieser Trilogie, sondern zugleich Antrieb zu vermehrter Beschäftigung mit diesem erstaunlichen Mann. Denn alle drei Bücher zeigen, dass dies am Platz und erhellend ist.

La Mettrie erweist sich bei Jauch als funkelnder Kristall, der klare Gedanken verstrahlt und in dessen Facetten sich das Personal der Aufklärung in vielfältiger Weise spiegelt. Diese beiden Phänomene lassen sich nur selten trennen, denn die Positionen des Bretonen sind zumeist auch als Kritik an wichtigen Protagonisten oder Bewegungen des Jahrhunderts zu lesen. Sein Plädoyer für den Körper, das Glück und die Lust ist ein Gegenentwurf, der das Projekt der Aufklärung grundsätzlich in Frage stellt. Die Verbindung von Rationalismuskritik und Relativierung etablierter Werte ist es, die explosiv wirkt. Sie hat nicht nur die ‹Maschine› La Mettrie auf Trab gehalten, sondern auch deren Gegner erhitzt, welche mit ihrer oftmals pedantischen Krittelei dem Ironiker und Verwandlungskünstler gegenüber hilflos waren. Jauchs Stärke liegt darin, La Mettries Gedanken luzide darzustellen und dank ihrer würzigen Sprache einen Weg zu finden, der der nicht minder wichtigen Form seiner Schriften auf kongeniale Weise gerecht wird.

An der «Empathie des Verstehenwollens», die die Autorin ihrem Helden entgegenbringt, ist grundsätzlich nichts auszusetzen, hat sie diese Haltung ja sehr weit gebracht. Doch ist man sich heute des kritischen Blicks so gewohnt, dass sich ein leises Unbehagen einstellt. Etwa wenn La Mettrie als Systemkritiker allein auf weiter Flur dargestellt wird. Denn hier ergeben sich Dissonanzen, hat dieser doch im ‹homme machine› die durch keine Experimente abgestützte Hypothese aufgestellt, dass

sich jede Körperfaser durch ein ihr eigenes Prinzip bewege und damit – trotz aller von Jauch herausgestellten 'reservatio mentalis' – ein System errichtet. Dazu gesellt sich öfters ein mangelndes Bemühen um Verständnis der gegnerischen Positionen. Zwar ist es gewinnbringend, kleinere und grössere 'Heroen' der Zeit aus der radikaleren Perspektive La Mettries zu betrachten, doch muss auch dieser Blickwinkel reflektiert werden. Im Falle Hallers etwa – der im Buch als La Mettries Hauptgegner auftritt – wäre es wünschenswert gewesen, Jauch hätte sich mit dessen Methodologie und den biologischen Differenzen in der bekannten Querelle beschäftigt. Denn nur mangelnde Kenntnisse können die irrige Ansicht erklären, dass La Mettrie «in der Lage ist, ohne das Abschlachten von unzähligen Tieren jene Schlüsse zu ziehen, die Haller erst nach Tagen und Nächten am blutverschmierten Sektionstisch zu formulieren versucht» (272). Erst die – gewiss: überaus brutalen – Experimente Hallers zeigen, dass sich eben nicht jede Körperfaser bewegt. Es ist gerade die von La Mettrie abgelehnte «experimentelle Partialisierung des Seins», die Unterscheidung verschiedener Körperstrukturen, welche entscheidend ist. Und erst sie führt zu neuen Einsichten, die etwa im Bereich der Wundbehandlung von grosser praktischer Bedeutung sind. Nicht ein blinder Glaube an die Kraft der Rationalität treibt die Aufklärer voran, sondern eine Zuversicht, die sich – zumindest teilweise – auf konkrete Resultate stützen kann. Es ist diese Seite der Aufklärung, welche Jauch unter den Tisch fallen lässt.

Doch wir würden den wahren Wert des Buchs verpassen, wenn wir uns zu lange bei solchen Gegendarstellungen aufhielten: Die Welt La Mettries wird fassbar und mit ihr eines der interessanten Kapitel des 18. Jahrhunderts. Das bekannte Porträt auf dem Umschlag spricht nun plötzlich Bände. Eine bedeutende Wirkung eines einzelnen Buchs.

Hubert Steinke, Bern

Journals and History of Science. Ed. by Marco Beretta, Claudio Pogliano and Pietro Redondi. Firenze, Olschki, 1998. VII, 268 p. Ill. (Biblioteca di Nuncius, Studi e testi, 32). Lit. 54 000. ISBN 88-222-4678-0; ISSN 1122-0910.

Dieses Beiheft zur Zeitschrift *Nuncius* vereinigt aus Anlass des zehnjährigen Bestehens dieses Organs eine Reihe von Tagungsbeiträgen zum Thema «Geschichte der wissenschaftsgeschichtlichen Zeitschriften» (der Titel des Bandes könnte missverstanden werden). Unter den Autoren finden sich bekannte Namen wie z.B. Robert Fox (Oxford), David Knight (Durham) oder Christoph Meinel (Regensburg). Die Artikel behandeln teils «Journals», die der Geschichte einer einzelnen Disziplinengruppe gewidmet sind (Mathematik-, Medizin-, Chemie-, Technikgeschichte), teils handelt es sich um Länderstudien (Zeitschriften in Deutschland, Italien, USA, Frankreich, Skandinavien, in den Niederlanden, in Spanisch sprechenden Ländern), teils um Fallstudien zu einzelnen Zeitschriften (*Isis*, *Annals of Science*). Ein willkommenes Register erschliesst Personennamen und Zeitschriftentitel. Die Beiträge sind alle in Englisch verfasst (Meinel bricht eine Lanze für den Typus der wahrhaft internationalen und deshalb mehrsprachigen Zeitschrift, S. 95) und gehen in der Regel von einem breiten Panorama von Fragestellungen (Verleger-, Herausgeberperspektive, Konzeptionen, Inhalte, Rezeption) aus, die die Zeitschriftengeschichte zu einem Einstieg in die Geschichte der Wissenschaftsgeschichte überhaupt machen.

Wissenschaftssoziologie und quantifizierende «Bibliometrics» praktizieren die Autoren allerdings nicht.

Gesnerus bleibt nicht unbeachtet: Die 1943 erfolgte Gründung als mehrheitlich deutschsprachige Zeitschrift wird andeutungsweise aus dem Bedürfnis erklärt, ein Publikumsorgan für den nicht nationalsozialistisch kontrollierten Teil der Gemeinschaft der Wissenschaftshistoriker zu haben, was zugleich verständlich mache, weshalb die Entstehung von *Gesnerus* nicht einen Aufschwung der Wissenschaftsgeschichte in der Schweiz bedeutete. Die Zeitschrift wird der Gruppe derjenigen «Journals» zugeschrieben, die «in a somewhat traditional fashion» redigiert würden – den Massstab für innovative Tendenzen in der Wissenschaftsgeschichte gibt offenbar die 1964 gegründete deutsche «Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte» ab.

In sympathischer Bescheidenheit bezeichnen die Herausgeber den Band als erste Übersicht über das Thema. Die durchweg interessanten Beiträge hätten allerdings einen aufwendigeren, auf eine vorläufige Synthese abzielenden Einleitungsessay verdient.

Christian Simon, Basel

Litsios, Socrates: **The tomorrow of malaria.** Karori, Wellington, Pacific Press, 1996. 183 p. £ 18.–. ISBN 0-9583418-3-4. (The book is only available through the Natural History Book Service in the UK; their website address is: http://www.co.uk, and their e-mail address is: nhbs@nhbs.co.uk).

Dieses kleine, gut geschriebene Buch beschreibt eine der komplexesten Tropenkrankheiten, unter denen die Menschheit leidet. Ihre ätiologische Aufklärung erfolgte vor ungefähr hundert Jahren. Strategien zu ihrer Bekämpfung wurden sogleich entworfen, deren Umsetzung in die Praxis wechselndem Erfolg begegnete. Optimistischen Phasen, wo eine Ausmerzung der Krankheit in Griffnähe zu sein schien, folgten Rückschläge. Vor 45 Jahren, als die Weltbevölkerung ungefähr 2 Milliarden Menschen betrug, schätzte man die Zahl der Malariaerkrankungen auf 250 Millionen, mit 2,5 Millionen Todesfällen. Heute, bei einer Weltbevölkerung von 6 Milliarden, sind es 300–500 Millionen Malariafälle mit 1,5–2,7 Millionen Toten – kein Grund zu besonderem Stolz. Socrates Litsios, einer der Akteure in diesem Drama, beschreibt das Auf und Ab der Anstrengungen, Hoffnungen und Rückschläge. Es ist seine Überzeugung, dass «without an appreciation of the past we greatly handicap our efforts for the future».

Jean Lindenmann, Gockhausen-Zürich

Locqueneux, Robert: **Préhistoire & histoire de la thermodynamique classique** (une histoire de la chaleur). Société Française d'Histoire des Sciences et des Techniques, diffusion: Paris, Blanchard, 1996. 332 p. Ill. (Cahiers d'histoire & de philosophie des sciences, 45/1996). FFr. 100.–. ISSN 0221-3664.

Wärme ist nach wie vor ein Hauptkapitel physikalischer Lehrbücher. Jener ausgreifende Teil, der sich mit allgemeinen, mathematisch ausformulierten Gesetzmässigkeiten makroskopischer Systeme befasst und dazu lediglich auf wenige Hauptsätze aufgebaut wird, heisst klassische Thermodynamik. Bemerkenswert an dieser Theorie

sind ihre Unabhängigkeit von den mikroskopischen Strukturen und ihre Gültigkeit für Arbeits- und Wärmeerscheinungen gleichermassen, vor allem aber die Geschlossenheit ihres Aufbaus. Diese Leistung ist das Ergebnis einer langen Reihe von Forschungsarbeiten. Robert Locqueneux zeichnet nun eine Auswahl davon nach und spiegelt sie im Urteil damaliger Zeitgenossen. Er beschränkt sich auf die Frage, welche Anschlussarbeiten sie in der Physik ausgelöst und wie sie in der Lehre Eingang gefunden haben.

Beginnend mit der Temperaturmessung und den Wärmetheorien um 1800 geht er im einzelnen den Arbeiten aus Frankreich über Wärme und Fluide nach, fügt jene von *Sadi Carnot* (1796–1832) und *Emile Clapeyron* (1799–1864) über Wärmekraft an und zeigt die Wärmelehre von *William Thomson* (1824–1907, «Lord Kelvin»). In einer Geschichte des ersten und zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik folgen Abschnitte mit Arbeiten von *Robert Mayer* (1814–1878), *James P. Joule* (1818–1889), *Hermann Helmholtz* (1821–1984) und *Rudolf Clausius* (1822–1888). Zum Abschluss untersucht der Autor, Professor für Theoretische Physik an der Universität Lille, die Wärmetheorien in der Lehre an fünf Pariser Schulen um 1860 und gibt mit *Josiah W. Gibbs* (1839–1903) einen Ausblick auf die weiterführende statistische Thermodynamik.

In seiner Bearbeitungstiefe ist das Buch ein Beitrag zu den Quellen der physikalischen Begriffe. Zwar erfasst es die klassische Thermodynamik nur teilweise, doch es zeigt, dass Thermodynamik nicht bloss als Fremdwort für Wärmelehre steht. Wie der Autor selber schreibt, könnte es eine Serie von Physik-Vorlesungen aus verschiedenen Zeiten des letzten Jahrhunderts sein. Hilfreich wären deshalb für das Einlesen in die zahlreichen mathematischen Formeln eine Liste der physikalischen Grössen und ihrer Symbole bzw. für das Nachschlagen der Quellen eine Trennung in Primär- und Sekundärliteratur. In grösseren Zusammenhängen behandelt hat derselbe Autor dieses Thema 1987 in *Kurze Geschichte der Physik*, die Andreas Kleinert 1989 in deutsch abgefasst hat.

Bruno Meyer, Zug

Maehle, Andreas-Holger: **Drugs on trial: experimental pharmacology and therapeutic innovation in the eighteenth century.** Amsterdam, Atlanta, Rodopi, 1999. 376 p. (The Wellcome Institute Series in the History of Medicine; Clio Medica, 53). Hfl. 55.–; $ 30.50 (paper). Hfl. 200.–; $ 110.– (bound).

In der eher spärlichen Historiographie der Pharmakologie wird als Initiator der modernen, experimentellen Pharmakologie meist Rudolf Buchheim, allenfalls schon François Magendie genannt, womit dieser Beginn in die Mitte des 19. Jahrhunderts gelegt wird. A.-H. Maehles Buch geht der berechtigten Frage nach, ob hier nicht die Vorgänger vernachlässigt werden, ob die experimentelle Pharmakologie nicht eher eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts sei. Der Autor untersucht die experimentellen Studien über Opium, Chinarinde und Litholytica in Grossbritannien. In der Tat findet sich in allen drei Fällen im 18. Jahrhundert ein unerwarteter Reichtum an Untersuchungen in vitro und an Tieren, an Selbstversuchen, klinischen Prüfungen und natürlich zahlreiche Fallgeschichten. Bei den Arbeiten über Opium zeigen sich dabei die immer neuen Interpretationen der pharmakologischen Wirkung, das therapeutische Problem der Toxizität und die Einsichten in das Phänomen

der Abhängigkeit. Die Anwendung der Chinarinde illustriert unter anderem die Entwicklung vom Spezifikum zur Panacee, und die Untersuchungen an Litholytica zeigen den Einfluss der beginnenden modernen Chemie. Auch ethische Bedenken wurden geäussert, zumal in bezug auf das Leiden von Versuchstieren und die toxische Schädigung von Versuchspersonen. Von besonderer Bedeutung ist jedoch bei diesen Arbeiten das Aufkommen eines Methodenbewusstseins und eines Methodendiskurses, die Entwicklung hin zu durchaus kritischen Untersuchungen, so auch die Akzeptanz des Tierversuchs als einer validen Testmethode.

Die Fülle von Material und Literatur werden von Maehle sorgsam analysiert und bilden die Grundlage für seine gründliche Diskussion der Pharmakologie und Therapie im 18. Jahrhundert. Dabei ergibt sich zweifellos eine Korrektur des bisherigen Bildes einer eklektischen, chaotischen Pharmakotherapie, indem sich zeigt, dass es pharmakologische und therapeutische Innovation durchaus schon im 18. Jahrhundert gegeben hat, also vor dem Aufkommen der modernen Physiologie und Chemie, und dass bereits damals pharmakologische Konzepte therapeutisch umgesetzt wurden. Während die Beschränkung auf Opium, Chinarinde und Litholytica die Aussagekraft des Werks kaum schmälert, führt die weitgehende Beschränkung auf britische Literatur zum Wunsch des Lesers nach Information über die gleichzeitigen Forschungen in Frankreich und Deutschland. Unschätzbar für jeden auf diesem Gebiet wissenschaftlich Tätigen ist auch das reichhaltige Literaturverzeichnis und der Index.

Marcel H. Bickel, Bern

Matussek, Peter (Hrsg.): **Goethe und die Verzeitlichung der Natur.** München, Beck, 1998. 570 S. Ill. (Kulturgeschichte der Natur in Einzeldarstellungen). DM 138.–; SFr. 122.–. ISBN 3-406-44059-2.

«Goethe und kein Ende» – was Emil du Bois-Reymond im späten 19. Jahrhundert mit maliziösen Absichten formulierte, um einem goetheseligen Bildungsbürgertum die Leviten zu lesen und Goethes weitgehendes Unverständnis der Naturwissenschaften auf den Punkt zu bringen, lässt sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts eher unter umgekehrten Vorzeichen lesen: Zu keinem Zeitpunkt hat es in Deutschland an Versuchen gefehlt, Goethes Bedeutung für ein Verständnis der Natur und für die Geschichte der Wissenschaften herauszuarbeiten. Selten allerdings war dieser Versuch so ambitioniert wie in dem vorliegenden Sammelband, der Bestandteil eines mehrjährigen interdisziplinären Forschungsprojekts zum Thema «Kulturgeschichte der Natur» ist. Fluchtpunkt der Beiträge ist die auf Arthur Lovejoy und Michel Foucault zurückgehende These, dass der Schlüssel für den «radikalen Wandel des menschlichen Selbst- und Naturverständnisses» seit 1800 durch das «Eindringen der Zeit», also eine Historisierung der Natur, bedingt wurde. Goethe, so der Herausgeber in seiner Einleitung, sei «einer der wichtigsten Zeugen und zugleich konstruktiver Kritiker der Verzeitlichung der Natur» gewesen. Wieso «konstruktiver Kritiker»? Verständlich wird das nur, wenn man berücksichtigt, dass Verzeitlichung der Natur hier gleichgesetzt wird mit Modernisierung und Rationalisierung der Natur. Man mag darüber streiten, ob diese Gleichung ohne weiteres aufgeht, aber es ist zweifellos einsichtig, Goethe als Skeptiker und als Katalysator der Modernisierung aufzufassen. Mit dieser historischen Einschätzung mag sich der Band jedoch nicht

begnügen: Seine gewagtere Hypothese besagt, dass «unsere Gegenwartsproblematik in wesentlichen Zügen als Spätfolge jener Umbrüche diagnostiziert werden» kann. Das heisst: die Beschäftigung mit Goethe kann zum Verständnis unserer eigenen Epoche beitragen.

Man muss diesen Anspruch nicht unbedingt unterschreiben, um im ersten, historischen Teil des Buches vorzügliche Aufsätze zu entdecken. So skizziert Jürgen Barkhoff plausibel Goethes ambivalentes Verhältnis zum animalischen Magnetismus: Er akzeptierte die Nachtseite des Lebens, schlug daraus sogar poetisches Kapital in den *Wahlverwandtschaften*, doch im Hinblick auf die magnetischen Praktiken blieb Goethe stets skeptisch. Besonders eindringlich wird das Spannungsverhältnis von ästhetischer Konfiguration und diskursiver Wissenschaft im Beitrag von Peter Matussek, in dem er zeigt, dass die historische Einkleidung im *Faust* eine minutiös ausgearbeitete Reaktion auf wissenschaftliche Problemkonstellationen ist, die den Übergang von einer starren Taxonomie zur dynamischen Betrachtung markieren.

Im zweiten Teil, «Wirkungsgeschichte» überschrieben, reichen die Beiträge zur Goetherezeption von der Biologie über die bildende Kunst bis hin zu Gustav Mahler und Anton von Webern. Damit wird trotz aller Eigenständigkeit die eigentliche «Aktualisierung» vorbereitet, die das Ziel des Bandes sein soll. Nun, ich gestehe, dass ich mit Hinweisen auf «Goethes Genialität», die bereits Fragestellungen aktueller Diskussionen der Evolutionstheorie vorwegnimmt, nur wenig anfangen kann. Viel einleuchtender erscheint da Wolfgang Krohns raffinierter Versuch, Goethes Haltung zum Experiment pragmatogonisch zu wenden und gegen Kants starre Vorstellung vom Experiment als Bestätigung einer theoretischen Hypothese in Stellung zu bringen. An dieser Stelle wird exemplarisch deutlich, dass der Anspruch, die historische Beschäftigung mit Goethe zum besseren Verständnis heutiger – zumindest wissenschaftstheoretischer – Problemstellungen heranzuziehen, durchaus berechtigt sein kann. Ob das auch für die Wissenschaften selbst gilt, ist eine andere Frage. Denn man sollte sich nichts vormachen: In der mathematisch-physikalischen und in der bio-medizinischen Praxis spielt Goethe heutzutage keine nennenswerte Rolle, und das wird wohl auch so bleiben. In der Reflektion allerdings, wozu all das gut sein soll, was in den Naturwissenschaften machbar ist, wird Goethe auch weiterhin als historischer Zeuge aufgerufen werden.

Michael Hagner, Berlin

Mayr, Ernst: **Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens**. Aus dem Engl. übers. von Jorunn Wissmann. Heidelberg und Berlin, Spektrum Akademischer Verlag, 1998. 439 S. DM 49.80; SFr. 46.–. ISBN 3-8274-0270-0.

Wenn Ernst Mayr, der letzte noch aktive Architekt der Synthetischen Theorie der Evolution, ein neues Werk vorlegt, so ist dies in vielerlei Hinsicht ein faszinierendes Erlebnis. Mayrs Bücher lassen sich als Resümee lesen, als Geschichte seiner eigenen wissenschaftlichen Laufbahn und der Themen, mit denen die Biologen des zu Ende gehenden 20. Jahrhunderts gerungen haben. Zugleich sind sie zukunftsweisende und eindrucksvolle Plädoyers für eine Biologie, die auch in Zukunft mehr sein will als Biochemie und Molekularbiologie. Mayr möchte der zunehmenden Spezialisierung innerhalb der Biologie entgegenarbeiten, Gemeinsamkeit zwischen den verschiedenen biologischen Disziplinen aufzeigen und das Selbstverständnis der Biologen fördern.

Während sein letztes grösseres Werk, *Eine neue Philosophie der Biologie* (München: Piper Verlag, 1991), eine Zusammenstellung von früher veröffentlichten Artikeln war, wurde *Das ist Biologie* völlig neu konzipiert und geschrieben. Der Band beginnt mit einem einführenden Kapitel über den Gegenstand der Biologie, das Phänomen «Leben». Ausführlich setzt er sich in den folgenden fünf Kapiteln mit der Biologie als Wissenschaft auseinander, mit ihrer Definition, ihren Erklärungsweisen und Strukturen, wobei er stets auf die besonderen Verhältnisse in der Biologie und die Unterschiede zu Physik und Chemie eingeht. Er kommt zu dem Schluss, dass die Phänomene, die von der Biologie untersucht werden, sich grundlegend von denen der anorganischen Welt unterscheiden und so eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin Biologie nicht nur ermöglichen, sondern auch notwendig machen. Ein eigener Abschnitt ist dem Problem gewidmet, inwiefern man in der Wissenschaft von Fortschritt sprechen kann.

Im zweiten Teil des Bandes geht Mayr dann genauer auf die wichtigsten spezifisch biologischen Phänomene und ihre wissenschaftliche Erforschung ein. In einzelnen Kapiteln wird die biologische Vielfalt, die Entwicklung der Individuen, die Evolution der Organismen und die Ökologie behandelt. Abschliessend diskutiert Mayr die seit Darwin umstrittene Frage, welche Konsequenzen die biologische Evolution für das Selbstverständnis der Menschen hat. In einem eigenen Kapitel wird die faszinierende Frage untersucht, ob ethische Vorstellungen evolutionär erklärbar sind. Bei der Behandlung der verschiedenen Themen vernetzt Mayr historische und systematische Aspekte, die sich so gegenseitig erhellen.

Mayrs Fähigkeit, auch schwierige Themen verständlich darzulegen, ohne an Tiefe zu verlieren, macht den Band zu einer anspruchsvollen Einführung für Studenten und zu einer anregenden Lektüre für Historiker, Philosophen und Fachbiologen. Besonders zu erwähnen ist die ausgezeichnete Übersetzung, die durch begriffliche Präzision und literarische Qualität besticht. Dem Band *Das ist Biologie* ist ein möglichst breites Publikum zu wünschen, und es ist zu hoffen, dass Mayrs Anliegen, eine intensivere Reflexion über das Selbstverständnis der Biologie anzuregen, auf Resonanz stösst.

Thomas Junker, Tübingen

Montiel, Luis; Porras, Isabel (coordinadores): **De la responsabilidad individual a la culpabilización de la víctima. El papel del paciente en la prevención de la enfermedad**. Aranjuez (Madrid), Doce Calles, 1998. 343 p. (Colección Actas). ISBN 84-89796-85-8.

Les études recueillies dans ce volume sont le résultat d'un colloque de l'Unité d'histoire de la médecine et de la science de l'Université Complutense de Madrid, qui réunissait des chercheurs venus des quatre coins de l'Espagne et d'horizons intellectuels qu'on sent diversifiés: véritable confrontation centrée certes autour de l'axe historique, mais qui sait convaincre par la qualité des échanges entre les disciplines. Comme le notent les éditeurs, il faut d'emblée distordre le vecteur chronologique que pourrait suggérer le titre. Il ne s'agit pas ici de mettre en évidence un mouvement historique qui verrait un patient, pourvu au départ d'une sorte d'individualité responsable, se laisser dépouiller au fil du temps de cette qualité. Le

titre veut au contraire mettre en évidence les ambiguïtés latentes d'un discours scientifique et social préventif dont l'idéal humaniste et libérateur – qui soulignerait le rôle actif et positif du patient – serait à des époques et à des degrés divers susceptible de dériver vers des processus de contrôle. Les diverses études nous mènent ainsi, à travers les époques et les pays, de la rhétorique médicale sur la prévention de la mendicité au tournant du siècle à l'examen du débat sur la responsabilité criminelle chez les premiers médecins légistes espagnols, de la question du délit de «contagion vénérienne» dans le droit pénal aux politiques actuelles de représentation relativement au SIDA, de l'histoire déjà ancienne de l'hygiène dentaire à celle beaucoup plus récente de la culpabilisation du fumeur, ou encore des fondements scientifiques du certificat de mariage au phénomène social de l'automédication. L'intérêt de l'ensemble est double: il tente – essai réussi – cette gageure de l'historien de la médecine consistant à confronter méthodes et thématiques proprement historiques et problématiques tout à fait contemporaines, sans chercher à masquer le caractère polémique qui peut émerger d'une telle confrontation. Il offre aussi, dans ces études oscillant entre analyse de cas détaillée et réflexions générales, un éventail très probant de la richesse des études espagnoles actuelles en histoire de la médecine.

Vincent Barras, Lausanne

Müller, Christian: **De l'asile au centre psychosocial. Esquisse d'une histoire de la psychiatrie suisse.** Lausanne, Payot, cop. 1997. 261 p. SFr. 34.70; FFr. 139.–. ISBN 2-601-03168-9.

Wie der Autor im Vorwort selber festhält, bringt das Buch keine systematische Darstellung der Entwicklung der Schweizer Psychiatrie, sondern eine Sammlung anekdotischer Skizzen, die mehr oder weniger einen Beitrag zum Thema der Geschichte der Schweizer Psychiatrie liefern. Es beginnt im 16. Jahrhundert mit Paracelsus, Gessner und Platter und geht dann weiter zum Genfer Arzt Joly, der psychisch Kranke bereits vor Pinel von den Ketten befreit haben soll. Die Akzeptanz von Mesmerismus in der Schweiz wird dargestellt, die negative Einstellung von Haller, die positive von Tissot. Das erste psychiatrische Krankenhaus der Schweiz, «le Champ-de l'Air» in Lausanne, wird dem Leser näher gebracht, das übrigens auch im Werk von Strindberg erscheint und den waadtländischen Revolutionär Louis Reymond beherbergte. Der Leser erfährt, wie die ausländischen Ärzte im letzten Jahrhundert die Schweizer psychiatrischen Spitäler bewerteten; in der psychiatrischen Klinik Rosegg erhielten Kranke bereits im Jahre 1869 eine Erlaubnis zum Stadtausgang. Weitere Kapitel sind der Gründung der psychiatrischen Fachgesellschaften gewidmet sowie der Gründung der Spezialeinrichtungen für Taubstumme und Epilepsiekranke. Der Leser wird mit den Pionieren der psychiatrischen Behandlung bekannt gemacht, so mit Gottlieb Burckhard, der bereits um 1888 psychochirurgische Eingriffe wagte, mit Jakob Klaesi, der zu Beginn der 20er Jahre Schlafkuren einführte, und Hans Steck, der die Insulintherapie bei psychisch Kranken schon vor Sakel anwendete. Berühmte Patienten wie Gottfried Keller werden erwähnt, Friedrich Glauser und Robert Walser kommen zum Wort. Die Anwendung therapeutischer Mittel durch Psychiater an sich selbst werden geschildert inklusive die Selbstversuche von Dr. Bersot, der sich im Jahre 1942 Elektroschocks applizieren liess. Beziehungen der Schweizer Psychiater zu Sigmund

Freud, die Rolle der Frauen und die Situation der Pflegenden in der Schweizer Psychiatrie werden erörtert, wie die Aufnahme von geflüchteten, meist jüdischen Psychiatern durch Schweizer Psychiater in den 30er Jahren. Die erfolgte Aufzählung ist selbstverständlich nicht vollständig, zeigt indessen das breite Spektrum der angesprochenen Themen.

Zwei kritische Bemerkungen seien erlaubt: Der Psychiater Mundy vertrat im letzten Jahrhundert kaum die damals noch nicht existierende Tschechoslowakei, und es wird der Eindruck erweckt, als wäre der in St. Gallen geborene, unrühmlich bekannt gewordene Psychiater Rüdin ein Deutscher. Das Buch ist lebhaft, ja spannend geschrieben und somit sehr gut lesbar, und es bietet sowohl den Fachleuten wie auch dem «gebildeten Laienpublikum» zwar keine Systematik, doch eine ausgewogene aufklärerische Wissensbereicherung.

Jiri Modestin, Zürich

Pietikäinen, Petteri: **C. G. Jung and the psychology of symbolic forms.** Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia/The Finnish Academy of Science and Letters, 1999. 378 S. (Suomalaisen Tiedeakatemian Toimituksia/Annales Academiae Scientiarum Fennicae, ser. Humaniora, tom. 299). ISBN 951-41-0857-4; ISSN 1239-6982.

In diesem Buch wird der Versuch unternommen, die Jungsche Tiefenpsychologie neu zu lesen und sie auch neu zu verorten: als ein Versuch, die menschliche Natur zu einem Mythos zu machen und damit die symbolische Verarmung des westlichen Menschen aufzuheben, im Dienste des «guten Lebens».

In diesem Zusammenhang beschäftigt der Autor sich vor allem mit dem Begriff des Archetypus und des Symbols bei Jung. Pietikäinen hat ein sehr gelehrtes Buch verfasst. Er verfügt über ein beeindruckend breites Wissen über die Jungschen Theorien, aber auch über die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Der Autor rezipiert Jung in einer historischen Perspektive, zeigt auf, in welchem Denkkontext seine Ideen stehen. Dabei folgt er sorgfältig dem Jungschen Denken und versucht aufzuweisen, wieso Jung so gedacht hat, wie er gedacht hat.

Sein Schluss nach kritischen Rückfragen an das Wissenschaftsverständnis der Zeit, in das auch Jung eingebettet ist: Die Relevanz der Jungschen Theorie im Zusammenhang mit den Mythen, d.h. vor allem mit den Symbolen, ist weder historisch noch theoretisch, sondern existentiell (S. 110). Die Narrative, die sich aus der Jungschen «Mythographie» ergeben, wecken Resonanz in den Menschen, nähren die imaginativen Fähigkeiten, können also der Symbolarmut entgegenwirken. Die Theorie der Archetypen ist vielschichtig und kann daher aus verschiedenen Perspektiven gesehen werden. Pietikäinen konzentriert sich dabei vor allem auf den biologischen Aspekt – eine Einseitigkeit – und bringt dann die Archetypenlehre in Verbindung zu den «symbolischen Formen», kulturellen Wirkmächten, von Cassirer. Das ist eine interessante Verbindung, die sich aus der Archetypenlehre – und sie müsste dabei nicht neu gelesen werden – aufdrängt. Die Folgerung daraus: Die Jungsche Tiefenpsychologie ist nicht nur Grundlage für Therapie oder ein Set von psychologischen Theorien, sondern eine moderne Kulturtheorie, die auf die Menschen einen Einfluss hatte und hat, vor allem darauf, wie Menschen ihre Identität und die anderer Menschen erfassen.

Dieses Buch, das von grossem Wissen zeugt, gelegentlich auch etwas besserwisserisch daherkommt, das vor allem aber von einer wohltuenden wissenschaftlichen Präzision ist, ist sehr anregend für alle, die sich für Jungsches Denken im Zusammenhang mit kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen interessieren.

Verena Kast, St. Gallen

PTB-Texte, Band 8: Klages, Helmut; Lübbig, Heinz (Hrsg.): **Hermann von Helmholtz, Klassiker an der Epochenwende.** Vorträge zur Ausstellung Braunschweigisches Landesmuseum, 1997. Braunschweig, Physikalisch-Technische Bundesanstalt Braunschweig und Berlin (Vertrieb: Wirtschaftsverlag NW, Verlag für neue Wissenschaft GmbH, Bremerhaven), 1998. 162 S. Ill., Portr. ISBN 3-9805741-2-1; ISSN 0948-6836.

PTB-Texte, Band 9: Seiler, Eberhard (ed.): **The role of metrology in economic and social development.** Lectures and summary of the discussions of the seminar June 16 to 18, 1998. Braunschweig, 1998. 437 S. Tab. Portr. ISBN 3-9805741-3-X; ISSN 0948-6836.

Helmholtz war schon Heft 5 der PTB-Texte (vgl. *Gesnerus* 55, 1998, 308f.) gewidmet. Das vorliegende achte Heft «versammelt Beiträge zur Biographie und zum Werdegang in unterschiedlichen akademischen Disziplinen» auf 162 Seiten. «Universalität und Präzision» prägte das Wirken des Mediziners, hervorragenden biologischen Experimentators (Nervenleitgeschwindigkeit, Augenspiegel), Theoretikers und «Reichskanzlers der Physik», wie H. Laitko, H. Pieper, H. Rechenberg, Ch. Gradmann zeigen. Zwei Aufsätze erörtern «in strengerem Sinne wissenschaftliche Themenstellungen»: G. Schliemann analysiert «Helmholtz' Begründung des Energieprinzips in der Einleitung zu seiner Schrift ‹Ueber die Erhaltung der Kraft›», welche der 26jährige der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin vortrug und veröffentlichte. K. H. Hofmann aber würdigt seine Leistung «im Bereich der Grundlagenforschung», indem er ausführlich «das Raumproblem bei Riemann, Helmholtz und Lie» angeht und es, «fussend auf dem Stand der modernen Mathematik», bis zu seinem ungefähren «Abschluss» in den 1950er Jahren verfolgt.

Heft 9 gibt, 450 S. stark, den Ertrag einer Konferenz zum Thema «Metrologie – wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt» wieder. Für die Organisation zeichneten die deutsche Physikalisch-Technische Bundesanstalt (PTB), das Bureau International des Poids et Mesures (BIPM), die International Organization of Legal Metrology (OIML) und die International Measurement Confederation (IMEKO). Die offensichtlich erfolgreiche Veranstaltung wurde von gut 200 Teilnehmern aus rund 80 Ländern besucht. Zuerst legten Kaderleute einschlägiger internationaler Vereinigungen den Nutzen der Metrologie für Freihandel, Globalisierung und wachsende Prosperität dar. Dabei kamen ausser den Veranstaltern Vertreter der World Trade Organization (WTO), der Welthandelskonferenz (UNCTAD), der International Laboratory Accreditation Cooperation (ILAC) und des Internationalen Normenausschusses (ISO) zum Zuge. Eine nächste Runde handelte von der Vermittlung und dem Sponsoring metrologischer Einrichtungen, beispielsweise innerhalb der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) oder durch die Industrial Development

Organization der UNO (UNIDO). Dann wurde über das Messwesen Sloweniens, Brasiliens, Tunesiens, Tschechiens, Australiens, Chinas und das Asia-Pacific Metrology Programme (APMP) berichtet. Weitere Referenten stellten bewährte Förderungsmassnahmen vor (Schulung, Betreuung, Vernetzung usw.). Gruppendiskussionen bewerteten die Chancen internationaler Zielsetzungen, den Einfluss der Gesetzgebung und von Berufsverbänden, äusserten sich zur Akkreditier-, Kalibrier- und Unterhaltsproblematik. Am Ende präsentierten die Veranstalter ihre positive Bilanz. Der Band schliesst mit photographischen Schnappschüssen und einer Namenliste der zahlreichen Referenten. Die (gegenwartsbezogene) Publikation führt auch dem eher historisch interessierten Leser eindrücklich vor Augen, wie sehr moderne Weltwirtschaft und Normenglobalisierung einander bedingen!

Beat Glaus, Zürich

Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte. Hrsg. von Jürgen Schlumbohm, Barbara Duden, Jacques Gélis, Patrice Veit. München, Beck, 1998. 356 S. Ill. (Beck'sche Reihe BsR, 1280). DM 29.80. ISBN 3-406-42080-X.

Dieses spannende Buch enthält vielfältige Beiträge zur Kulturgeschichte der Geburt, herausgegangen aus Werkstattgesprächen einer Gruppe von Autorinnen und Autoren aus mehreren Ländern, die aus verschiedenen Disziplinen und Forschungstraditionen kommen, aus Sozial-, Kultur- und Medizingeschichte, Volkskunde, historischer Demographie und Anthropologie. Sie möchten der heutigen Öffentlichkeit, die «intensiv über die rechte Gestaltung des Gebärens in der Gegenwart debattiert», Einblicke geben in die «vielfältige, mannigfach gebrochene und widersprüchliche Geschichte der kulturellen Ordnungen und sozialen Praktiken der Geburt». Weitgespannt ist denn auch der Bogen, vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart, von Venetien bis Neu England, mit Schwerpunkten im deutschsprachigen Raum und Frankreich. Übergreifende Problemerörterungen und vertiefte Regionalstudien wechseln ab mit mikrohistorisch orientierten Fallgeschichten. In vier Themenkreise gegliedert finden wir a) das Gebären als Vorgang, der Frauen und Männer spezifisch voneinander trennt, aber auch aneinander bindet, in «Frauensache – Männerpflichten»; b) die historisch je verschiedene und unterschiedlich wahrgenommene Spannung um die richtige, sachkundige Begleitung und Betreuung der Geburt in den Betrachtungen um Wissen, Kompetenzen und Konflikte zwischen Hebamme und Arzt, bis hin zur Frage, ob die historische Geburt im ausgehenden 20. Jh. nicht untergeht und ob das rituelle Tun der Menschwerdung heute nicht durch ein unausweichliches biotechnisches Programm ersetzt wird; c) sodann Fragen nach Macht und Ohnmacht im klinischen Raum um die Gebärende und schliesslich – besonders berührend – d) die historische Wahrnehmung und die Behandlung der Gebärenden und Neugeborenen, besonders der Totgeborenen, an jener Schwelle, wo Leben und Tod, Diesseits und Jenseits sich berühren, was noch in naher Vergangenheit zur allgegenwärtigen Erfahrung gehörte.

Maya Borkowsky, Vicques

Schiferer, H. Ruediger: **Alfred Adler. Eine Bildbiographie.** Mit bisher unbekannten Original-Dokumenten und zum grössten Teil unveröffentlichten Abbildungen. Zusammengestellt und verfasst von H. Ruediger Schiferer unter Mitarbeit von Helmut Gröger und Manfred Skopec. München, Basel, Reinhardt, cop. 1995. 232 S. Reich illustriert.

Das Projekt, eine «Bildbiographie» vom Begründer der seit 1913 sogenannten «Individualpsychologie» zusammenzustellen, ist interessant. Der vorgelegte Band enthält ein breites Spektrum von Bildern zu Adlers Leben: Photos von zum Teil wenig bekannten Zeitgenossen beiderlei Geschlechts, von der Gattin Raissa Timofevna, geborener Epstein, ferner Abbildungen von Adlers Führerschein, von der Ablehnung seines Gesuchs um die «venia legendi» durch die Wiener Medizinische Fakultät und vom schreibmaschinengetippten und hakenkreuzgestempelten Antrag auf die Auflösung des Vereins für Individualpsychologie vom Januar 1939 samt Vollzugsbescheinigung.

Bilder können einen enormen Reichtum an Informationen transportieren, und doch wünschte man sich, die Autoren böten mehr Hilfe, diesen Reichtum zu erfassen. Dem kursorischen «Quellen- und Bildnachweis» ist nicht zu entnehmen, woher welches Bild stammt, manche Dokumente sind wenig erhellend kommentiert oder undatiert, und auf manchen Gruppenphotos sind die einzelnen Personen weder klar bezeichnet noch überhaupt erkennbar wiedergegeben. Gerne würde man auch Näheres über das Alter von Adlers lebenslanger Gefährtin erfahren. Wieso eine Bildbiographie es vorzieht, «Eltern», «Geschwister der Eltern», «Schwager/Schwägerinnen» aufzuzählen statt eine Stammbaumgraphik zu erstellen, ist unverständlich. Die «bibliographischen Anmerkungen» sind auf ein Minimum beschränkt, der Text enthält keine detaillierten Verweise.

Gleichwohl bietet das vorgelegte Werk Neues und Interessantes. Namentlich holt es Adler aus der psychoanalyse-geschichtlichen Beleuchtung heraus, in welcher er oft nur wie ein blasser Mond erscheint, und zeigt ihn in seinem eigenen Licht. Der psychologisch und pädagogisch interessierte Kinderarzt hat auch da, wo er mit Sigmund Freud arbeitete, ein eigenes, einflussreiches und unabhängiges Leben geführt. Sehr zentral steht in seinem Werk sein soziales und sozialistisches Engagement. Als engagierter Kinderarzt, verheiratet mit einer russischen Revolutionärin und Feministin, bekannt und befreundet mit der Blüte der seinerzeitigen Linken, darunter die Trotzkis, hat er an einem sozialen, psychologischen und pädagogischen Werk gearbeitet, für welches er zwischen den beiden Weltkriegen weit über Europa hinaus bekannt war.

«Individualpsychologie» ist im Grunde ein Misnomen für Adlers Lehren. «Sozialpsychologie» wäre angemessener gewesen – nie ist Adler an Freuds Eleganz und Prägnanz des Ausdrucks herangekommen. Die Unterdrückung seiner Ideen ist allerdings vor allem Folge seines sozialpolitischen Engagements. All das macht der vorgelegte Band sehr deutlich. Er erlaubt auch einen Blick auf die Sorge des Elternpaares Adler für seine vier eigenen Kinder und damit auf eine Lauterkeit und Integriertheit von Adlers Leben und Werk, die durch dessen Berührung mit der Psychoanalyse allzu leicht verdunkelt wird. Nützlich ist ein ausführliches Personenregister, welches den Band beschliesst.

Esther Fischer-Homberger, Bern

Schmutz, Hans-Konrad (Hrsg.): **Phantastische Lebensräume, Phantome und Phantasmen.** Aufsätze des Zürcher Symposions der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften vom 10. und 11. Oktober 1996. Marburg/Lahn, Basilisken-Presse, 1997. 255 S. Ill. SFr. 36.–. ISBN 3-925347-45-3.

In erfrischender Weise gelingt es dem Tagungsband *Phantastische Lebensräume, Phantome und Phantasmen*, Wissenschaft und Amusement zu kombinieren. Als Organisator einer Konferenz zum eher bizarr anmutenden Thema der Phantasiegebilde innerhalb der Wissenschaftsgeschichte motivierte der Herausgeber Wissenschaftler unterschiedlichster Fachbereiche, eine Vielzahl von Sichtweisen aus der gewaltigen Zeitspanne von der Antike bis in die modernste Zeit vorzustellen.

Véronique Dasen widmet sich den Sagengestalten der klassischen Antike, die sich durch mehrfaches Vorhandensein einzelner Körperteile auszeichneten. Vom ausgehenden Mittelalter bis zur Barockzeit verfolgt *Peter Wegmann* die künstlerische Darstellung gefürchteter Fabeltiere in entlegenen Lebensräumen. Das Aufeinanderprallen eines auf Naturbetrachtung beruhenden Erkenntnisinteresses mit einem von magisch-religiösen Vorstellungen geprägten Weltbild in der Frühen Neuzeit kommt in mehreren Artikeln zur Sprache. *Andrea Carlino* beschäftigt sich mit der Sinngebung von «Monstern» im 16. Jahrhundert, die in der medizinischen Literatur einerseits als übernatürliche Wunder, andererseits als krankhafte Abweichung von einer anatomischen Norm beschrieben wurden. Dass zwischen Magie und Wissenschaft im damaligen Naturverständnis oftmals fliessende Übergänge bestanden, erläutert *Urs Gantenbein* anhand der phantastischen Lebewesen in Conrad Gessners *Tierkunde*. Entsprechend befanden sich Drachen, Basilisken und Tatzelwürmer, wie *Cornelius Steckner* dokumentiert, als Lehr- und Forschungsobjekte in naturhistorischen Realienkabinetten. Auch in der Mikroskopiegeschichte spielte sich gemäss *Renato Mazzolini* eine Kontroverse zwischen der instrumentellen Erweiterung der Sehfähigkeit und deren Abwertung als dumme Spielerei ab. *Karl Guthke* erörtert die nach der kopernikanischen Wende aufkommenden Vorstellungen extraterrestrischer Welten und legt überzeugend dar, dass Bilder von Unbekanntem hauptsächlich die Wahrnehmung des Bekannten widerspiegeln. Mit den kartographischen Spuren von Paradiesvorstellungen im 18. und frühen 19. Jahrhundert beschäftigt sich *Nicolaas Rupke*. *Hans-Konrad Schmutz* erwähnt Abbildungen von «Hundsköpfern» und «Waldmenschen», denen er aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit Affen einen Stellenwert in der frühen Primatologie beimisst. Die nahen Verwandten des Menschen stehen auch bei *Armin Geus* im Zentrum, der über Kreuzungsexperimente zwischen männlichen Vertretern «niederer» Menschenrassen und weiblichen Affen im 19. und frühen 20. Jahrhundert berichtet. Dem Konstrukt des «Homunculus» zur topographischen Repräsentation motorischer und sensorischer Körperregionen in der Hirnrinde wendet sich *Mario Wiesendanger* zu. *Beat Rüttimann* gibt einen Einblick in die Welt der Andersgearteten, ein medizinisches Gruselkabinett zwischen abstossender Wirklichkeit und furchterregender Phantasie, das von Wundergeburten, Wolfskindern, Untoten, zum Leben erweckten Kunstmenschen und Missgestalten im Schatten der Normalität bevölkert wird.

Der Schatten der Normalität lag lange Zeit auch auf den phantastischen Seiten der Wissenschaftsgeschichte, die nicht so ganz in ein lineares Fortschrittskonzept

passen wollen. Zu ihrer Beleuchtung hat das vorliegende Werk einen wichtigen Beitrag geleistet.

Iris Ritzmann, Stuttgart

Schnalke, Thomas; Wiesemann, Claudia (Hrsg.): **Die Grenzen des Anderen. Medizingeschichte aus postmoderner Perspektive.** Köln etc., Böhlau, 1998. 170 S. DM 35.–. ISBN 3-412-10497-3.

Lassen Sie sich nicht abschrecken! Diese Empfehlung möchte ich jedem an Medizin- und Sozialgeschichte interessierten Leser geben, der aufgrund des Titels und eines Blicks ins Vorwort eine Sammlung theoretischer Abhandlungen erwartet und das Buch zur Seite legt. Es handelt sich nämlich um eines der ertragreichsten und leserfreundlichsten Erzeugnisse, die in letzter Zeit zum Thema Arzt-Patient-Beziehung des 18. und 19. Jahrhunderts erschienen sind. Zugegeben: Der Titel ist problematisch. Vor allem müsste, wenn der Modebegriff *postmodern* in die Medizingeschichte Einzug halten soll, zuerst einmal geklärt werden, was damit gemeint ist. Doch statt einer klaren Definition folgt die pauschale Behauptung eines Identitätsverlustes und einer Legitimationskrise in den Naturwissenschaften sowie eine oberflächliche Skizzierung aktueller geschichtsphilosophischer Strömungen.

Abgesehen vom Vorwort und einem eher bescheidenen Beitrag über den Aussenseiter John Brown enthält der Band vier sprachlich und inhaltlich brillante Artikel, die sich quellenkritisch und erfreulich undogmatisch mit dem nicht eben eindeutigen Thema «Die Grenzen des Anderen» auseinandersetzen, wobei das «Andere» in jedem Artikel in eine andere Gestalt schlüpft. *Francisca Loetz* kritisiert die bisher erfolgte Darstellung der Arzt-Patient-Beziehung im 18. Jahrhundert. Es gelingt ihr, die bisherigen Erklärungsmodelle für die bescheidene Inanspruchnahme ärztlicher Hilfe in der Bevölkerung, die hohe Kosten, eine geringe Ärztedichte, die soziokulturelle Distanz zwischen Arzt und Patient oder den Unterschied zwischen Volks- und akademisch orientierter Medizin betonten, zu relativieren und die Zufriedenheit des Kranken mit dem konsultierten Therapeuten als entscheidendes Kriterium darzulegen. *Michael Stolberg* geht auf die Abgrenzung der «Volksmedizin« von der akademischen Medizin ein. Er belegt, dass die als «magisch» oder «abergläubisch» abgewertete Volksmedizin fliessende Übergänge zur akademischen Medizin aufwies, und plädiert für eine neue Definition des Begriffes Volksmedizin. *Sabine Sander* widmet sich den Frauen in der medizinischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Sie unterteilt die immense Materialsammlung nicht nur in verschiedene Literaturgattungen, sondern untersucht sie auch nach inhaltlichen Kriterien und ihrer Verbreitung. Differenziert unterzieht sie die philanthropische Selbstbeschreibung der medizinischen Aufklärer einer gründlichen Quellenkritik und rührt damit an ein zentrales Dogma der Medizingeschichtsschreibung. Trotz zahlreicher quantitativer Recherchen behält der Artikel durchweg einen glänzend lesbaren Stil. *Thomas Schnalke* widmet sich der Analyse des privaten Arztbriefes und zeigt, wie ein sorgfältiger Umgang mit den Quellen zu neuen Thesen in der Medizingeschichte verhelfen kann. Der Brief bildete nicht nur die Grundlage zahlreicher, bisher wenig erforschter «Arbeitsbündnisse» unter Ärzten, er könnte, so Schnalke, auch

als Ausgangspunkt des ärztlichen Autoritätszuwachses im Verlauf des 18. Jahrhunderts gedeutet werden.

Wer eine kritische, quellennahe Medizingeschichte begrüsst, die vor unkonventionellen Schlüssen nicht Halt macht, wird dieses Buch mit Gewinn lesen.

Iris Ritzmann, Stuttgart

Schüle, Rose-Claire: **L'inventaire lexicologique du parler de Nendaz (Valais).** Volume 2: **L'homme être physique.** Basel/Tübingen, Francke, 1998. XXXII, 536 p. Ill. (Romanica Helvetica, 117). DM 134.–; SFr. 120.–. ISBN 3-7720-2053-4; ISSN 0080-3871.

La recension d'un volumineux ouvrage de lexicologie dans une revue d'histoire de la médecine ne va pas a priori de soi, d'autant que cet ouvrage, d'un abord plutôt technique, est mené selon les règles les plus rigoureuses du genre (y compris une transcription très détaillée, des étymologies, de multiples index). Précisons donc tout de suite que l'autrice – qui, stimulée par le grand maître que fut von Wartburg, s'intéresse depuis plus de cinquante ans aux patois valaisans (en particulier celui de la région de Nendaz) – ne fait pas uniquement œuvre de phonétique ou de phraséologie, ne se contente pas de recueillir un trésor lexical (ce qui en soi est déjà beaucoup). Elle organise son travail d'inventaire des mots et expressions selon des critères ethnologiques et sociologiques qui rendent son travail digne de considération pour d'autres publics que les linguistes spécialisés. L'étude minutieuse, dans ses plus infimes variations, du lexique de «l'homme être physique», fait suite à un premier volume consacré au lexique de la nature inanimée. Il s'agit ici des mots qui décrivent le corps (ses parties, ses fonctions, ses mouvements), la maladie, les besoins de l'être humain (alimentation, vie sexuelle, vêtements), ce qui conduit inévitablement à s'interroger sur les usages au quotidien de la santé et de la maladie, et plus largement sur les changements historiques qui affectent les représentations corporelles dans une société rurale en pleine mutation. On peut, pour ne citer qu'un exemple, tenter de vérifier à quel point le paradigme humoral est encore présent dans les représentations des fonctions internes du corps, et comment ce paradigme se métisse de nouvelles données liées à l'intégration de représentations «modernes» de la physiologie. Le travail lexicologique de Rose-Claire Schüle constitue ainsi une archive où tous ceux qui s'intéressent à l'histoire et la sociologie des représentations corporelles, à l'histoire de la maladie dans le vécu quotidien d'une société rurale, et plus largement à l'anthropologie de la santé devraient pouvoir alimenter leur réflexion. De quoi justifier donc amplement une recension dans une revue d'histoire de la médecine, dans la mesure où cette discipline ouvre fort heureusement aujourd'hui son horizon aux usages du corps et de la santé.

Vincent Barras, Lausanne

Sigrist, René; Barras, Vincent; Radcliff, Marc: **Louis Jurine, chirurgien et naturaliste (1751–1819).** Genève, Bibliothèque d'histoire des sciences; Chêne-Bourg, Editions Médecine et Hygiène/Georg, 1999. 494 S. Ill. (Bibliothèque d'Histoire des Sciences, 2). SFr. 50.–. ISBN 2-8257-0640-X; ISSN 1422-0520.

Die in Genf am medizinhistorischen Institut Louis-Jeantet herausgegebene Reihe «Bibliothèque d'Histoire des Sciences», deren erster Band Carl Vogt (1817–1895) gewidmet war, besticht durch hervorragende Qualität, sei es in den Beiträgen, in der redaktionellen Bearbeitung oder in der typographischen Gestaltung: und dies zu einem in der Tat tragbaren Kaufpreis.

Der hier vorliegende Band 2 der Reihe widmet sich dem im Zeitraum um 1800 illustren Genfer Wissenschafter und Mediziner Louis Jurine, der in der Folgezeit unter dem Druck «grosser» anderer Namen in Vergessenheit geriet. Die in den 1950er Jahren begonnene «historische Exhumierung» seiner Person und seines Wirkens schien eine neue, breit angelegte Betrachtung seines Lebensweges und der wichtigsten Aspekte seines Werkes im Rahmen seiner Umgebung, seiner Epoche und deren wissenschaftlichen Strömungen zu erfordern. Dies ist in vielfältiger Weise und mit Hilfe mehrerer Autoren glänzend gelungen, so dass die Herausgeber in zufriedener Bescheidenheit darauf hinweisen können, welchen zahlreichen weiteren Forschungsmöglichkeiten über Jurine, seine Zeit und sein Umfeld nunmehr der Weg geebnet wurde.

In vier Abschnitten wird Jurine dargestellt: die Etappen einer doppelten Kariere (als Mediziner und Naturforscher), die Aspekte seines Werkes als Naturforscher, nachgelassene und unvollendete Werke und Erörterungen, Anhänge. Im Rahmen des zeitgenössischen Sammelns wird sein Naturalienkabinett beschrieben (Sigrist/Asselborn), dann seine Arbeit als Systematiker, insbesondere zu den Hymenopteren (Sigrist/Bungener) und zu Gruppen der Süsswasserkrebse (Wasserflöhe, Ruderflusskrebse) in seinem Werk *Histoire des monocles qui se trouvent aux environs de Genève* (1820) (Sigrist), die damals noch zu den Insekten gezählt wurden (mit eindrucksvollen Farbtafeln). Es folgt die Betrachtung des 1825 postum herausgegebenen Werkes *L'Histoire abrégée des poissons du lac Léman* als einer der ersten methodisch durchdachten Studien zur Ichthyofauna des Genfersees (Bungener/Ratcliff).

Die nachgelassenen Werke betreffen den Orientierungssinn der Fledermäuse (Mac Arthur) und eine unvollendete anatomische Studie zur Atmung der Vögel (Huta). Zu den Erörterungen gehören geologische Theorien Jurines zur Entstehung der Urgebirge im Vergleich mit anderen zeitgleichen Ideen (Carozzi), teratologische und «entwicklungsbiologische» Überlegungen Jurines nach Art präformationistischer Theorien des Charles Bonnet u.a. (Sigrist/Ratcliff). Im abschliessenden Aufsatz untersucht Ratcliff die naturalistische Sprache Jurines in den Traditionen der Wissenschaften von der Natur im wichtigen Zeitraum um 1800.

Im Anhang folgen zwei unveröffentlichte, kürzere chirurgische Abhandlungen und die erwähnte Arbeit über die Atmung der Vögel. Eine Bibliographie der Werke Jurines, ein Register seiner Korrespondenzen und ein Personennamenregister beschliessen den wertvollen und zweifellos anregenden Band.

Gerhard H. Müller, Saarbrücken

Stelzner, Friedrich: **Lebenswellen, Lebenswogen eines Chirurgen.** Landsberg/Lech, ecomed, 1999. 400 S. (ecomed Biographien). DM 64.–; SFr. 61.–. ISBN 3-609-51630-5.

Nach den vielen Biographien und Reminiszenzen berühmter Chirurgen, von Trendelenburg über Nissen und Rehn, beschreibt Professor Stelzner einmal mehr aus seiner Sicht die fabelhafte Entwicklung der Chirurgie des 20. Jahrhunderts.

Trotz themabedingten Wiederholungen – viele von uns, der ersten Nachkriegsgeneration, haben dieselben Stationen vom St. Marks und Brompton Hospital in London über Harvard und Mayo durchlaufen – ist dieses fast 400 Seiten lange Buch von echtem Interesse, von Interesse für Chirurgen, welche sich fachlich für Viszeral-, besonders Dickdarmchirurgie, aber auch für berufspolitische Überlegungen und die Entwicklung der grossen Universitäts-Kliniken Deutschlands interessieren. Erinnert wird der Leser an all die grossen Namen dieser Zeit, von E. K. Frey, Zenker, Vosschulte und Finsterer zurück zu Konyetzny und Sauerbruch, letzterem gegenüber sicher zu Recht eher kritisch eingestellt. Etwas sehr ironisch, wenn auch sicher nicht aus der Luft gegriffen, sind die Bemerkungen zum «ordinarius maximus» der «Grosskliniken» von dazumal, obwohl die deutschen Kliniken ja bis in die 50er und 60er Jahre nach Schweizer Begriffen doch noch sehr hierarchisch geführt wurden!

Der Schweizer Leser wird durch Stelzners Eindrücke bei seinem Besuch in Zürich auch lebhaft an die grossen Lehrer Löffler, Fanconi, Schinz, Brunner und andere erinnert.

Für die Laien ist die Lektüre aber auch historisch faszinierend, da sich der Autor ja in einer tragischen Zeit aus der bescheidenen Zwei-Zimmer-Wohnung im Sudetenland der neu gegründeten (1918) Tschechoslowakei der 20er Jahre via Hitler, Anschluss, Krieg und Niederlage zum Ordinariat in Erlangen, Frankfurt und Bonn hinaufgearbeitet hat. Vielleicht nur derjenige, welcher diese Zeit selbst erlebt hat, kann ermessen, wieviel Energie und Zielstrebigkeit in diesen Weg investiert wurden.

Der ausgezeichnete Stil macht die Lektüre äusserst spannend, wenn auch die Vermeidung mancher Wiederholungen von philosophisch berufspolitischen, sicher interessanten Überlegungen der Bedeutung dieses wertvollen Zeitdokuments sicher nicht Abbruch getan hätten.

Andreas P. Naef, Pully-Lausanne

Vries. – Themenheft zum 150. Geburtstag von Hugo de Vries (1848–1935): **Hugo de Vries 1848–1998.** Acta Botanica Neerlandica, an international journal of plant science ed. by the Royal Botanical Society of the Netherlands, vol. 47, december 1998. Ill., Portr. $ 13.– (Bezugsadresse: E. J. A. Zevenhuizen, Faculty of Biology, University of Amsterdam, Kruislaan 318, NL-1098 SM Amsterdam; e-mail: zevenhuizen@bio.uva.nl).

Im März 1998 organisierte die Universität von Amsterdam ein Symposium zum 150. Geburtstag von Hugo de Vries, der als ein Wegbereiter der modernen Genetik gilt. Seine Rolle für die noch junge Vererbungslehre zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde beleuchtet. *Hermann van den Ende* beschreibt die frühen Arbeiten de Vries'. Seine Experimente zur Osmose halfen, die Bedeutung des Wassers für das Pflanzenwachstum zu verstehen. De Vries wandte sich aber bald von der klassischen Phy-

siologie ab und der aktuelleren Vererbungsphysiologie zu. Anlass dazu war wohl Charles Darwins Evolutionstheorie, die um die Jahrhundertwende die Gemüter bewegte. Man befürchtete, die Harmonie des Universums werde gestört, wenn nur der Tüchtigste überlebt und alle anderen eliminiert werden. Unbefriedigend am Darwinismus erschien auch, dass die Entwicklung der Evolution ziellos und unvorhersehbar sei. *Piet de Rooy* beschreibt den Ausweg aus der geistigen Krise, für den de Vries warb: Die Evolutionsgesetze lassen sich durchaus zum Wohle der Menschheit nutzen, sofern man sie gezielt zur Züchtung neuer Pflanzensorten einsetzt. Eine andere Lücke in Darwins Lehre schloss de Vries mit der Mutationstheorie: Sie gibt eine Erklärung dafür, wie die Variabilität entstehen könnte. *Bert Theunissen* schildert das wissenschaftliche und soziale Umfeld der Mutationstheorie. Den spannendsten Beitrag des Heftes schrieb *Erik Zevenhuizen*. Er analysiert anhand von Labornotizen de Vries' statistische Untersuchungen zur Pflanzenvariabilität. De Vries liess sich zwar von Gregor Mendels Beobachtungen inspirieren, allerdings interessierte ihn die Vererbungsmechanik wenig, für die Mendel Weltberühmtheit erlangte, sondern er versuchte mit wenig Geschick Mendels statistische Verfahren auf seine eigenen Experimente anzuwenden. Den Vollblutbotaniker konnte das simple Vererbungsmuster von Mendels Erbsen nicht faszinieren, lieber hielt er Vorträge über Darwins Abstammungslehre und zur Zucht von Nutzpflanzen. *Marga Coesèl* befasst sich mit dieser Popularisierungsarbeit, die de Vries zu einer der bekanntesten Persönlichkeiten in Holland machten und der Vererbungslehre zum Durchbruch verhalfen. Dies war wohl sein wichtigster Beitrag für die Wissenschaftswelt. Damit wurde er aber auch zum Ursünder der Gentechnik.

Thomas Dalang, Birmensdorf

Weber, Kaspar: **«Es geht ein mächtiges Sehnen durch unsere Zeit». Reformbestrebungen der Jahrhundertwende und Rezeption der Psychoanalyse am Beispiel der Biografie von Ernst Schneider 1878–1957.** Bern usw., Peter Lang, 1999. 426 S. Ill., Portr. (Explorationen). SFr. 89.–. ISBN 3-906762-72-6; ISSN 0721-3700.

Der Titel lässt nur knapp erahnen, was für eine Fülle von oft schwer zu beschaffendem, in langjähriger Arbeit zusammengetragenem Quellenmaterial und von sachkundiger Auswertung und kompetenter Beurteilung im vorliegenden Buch enthalten ist. Sein Kern besteht zunächst in einer Biographie des glücklosen bernischen Seminardirektors Ernst Schneider (1905–1915 Direktor des staatlichen Lehrerseminars in Bern), der mit reformerischem Enthusiasmus an die Erneuerung der Volksschule heranging – viele seiner damals «revolutionären» Postulate sind heute zur Selbstverständlichkeit geworden –, der dann aber mit seinen psychoanalytischen Versuchen und seinen Freigeld-Theorien der Regierung verdächtig vorkam und schliesslich zum Rücktritt gedrängt wurde. Schneider war einer der ersten Schweizer Pädagogen, die auf die psychoanalytischen Forschungen Freuds aufmerksam wurden und diese für die Pädagogik fruchtbar zu machen begannen. Seit seinem ersten Kontakt mit Schriften Freuds um 1911 zog ihn die Psychoanalyse zeit seines Lebens in ihren Bann. In Genf und Riga, wo er nach seinem Abgang vom Seminar an der Universität dozierte, in Stuttgart, wo er die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs erlebte, wirkte er in unermüdlicher Schaffenskraft als Lehrer, Autor und

als praktischer Therapeut. Freilich hatte er sich, ohne sich dessen bewusst zu werden, mit seiner neovitalistisch geprägten Ganzheitspsychologie immer mehr von der klassischen Psychoanalyse Freuds entfernt.

Der Autor – selber praktizierender Psychiater und fundierter Kenner der Materie – versucht nicht nur, mit kritischer Distanz der Gestalt Ernst Schneiders gerecht zu werden, sondern skizziert auch das weltanschauliche Umfeld und entwirft ein überaus reichhaltiges Bild der verschiedensten geistigen Strömungen der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. So werden Erneuerungsbewegungen der Pädagogik um die Jahrhundertwende nachgezeichnet, werden die verschiedenen Strömungen der Psychoanalyse erfasst, wird der Hintergrund der religiös-sozialen Bewegung aufgezeigt, werden die damals kursierenden Freigeld- und Freilandtheorien vorgestellt: Kurz, ein Buch, das (nicht zuletzt wegen der Fülle von im Wortlaut zitierten Quellen) weit über den Kreis von Pädagogen, Psychologen, Soziologen und Historikern hinaus von allgemeinem Interesse ist.

Alfred Stückelberger, Bern

Wiemers, Kurt: **Weiter atmen – leben! Wege und Umwege zur Anästhesie und Intensivmedizin.** Unter Mitarbeit von Susanne Wiemers. Landsberg, ecomed, 1999. 240 S., Taf. (ecomed Biographien). DM 64.–; SFr. 61.–. ISBN 3-609-51730-1.

Anästhesiologie und Intensivmedizin sind eine Errungenschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit, bedingt durch die rasante Entwicklung der Chirurgie, insbesondere der Thorax- und Herzchirurgie. Der Autor in Personalunion als Facharzt der Chirurgie und Pionier der Anästhesiologie und apparativen Langzeitbeatmung hat diese Zeit miterlebt und schildert sie spannend für Fachmann und Laien. Als Jahrgang 1920 war er von 1939 bis zum Kriegsende abwechselnd Student und Soldat, und so beschreibt seine Autobiographie neben beruflichen auch die tragischen Erlebnisse des katastrophalen Russlandfeldzugs von 1941 bis 1945.

Sehr ausführliche Kapitel sind dem «Handwerkzeug» des Anästhesisten von seiner Geburt im Ether-Dom des M.G.H. in Boston bis zur komplizierten Narkose in Herz- und Kinderchirurgie gewidmet. Auch bei der Entwicklung von Bronchoskopie und Ösophagoskopie in der Bundesrepublik hat Wiemers mitgewirkt. Er erinnert auch an die Anfänge der Arbeitsgemeinschaft für Thoraxchirurgie Ende 1950/Anfang 1960. Die zuerst informellen Begegnungen dieser Gruppe in Bad Schachen und Bad Nauheim prägten für uns den Beginn der modernen Thoraxchirurgie in der Schweiz, Österreich und der Bundesrepublik. Die abschliessenden Überlegungen zur Nazizeit sowie vor allem zur Medizinethik sind aktuell und interessant.

Obwohl es schon einige interessante Autobiographien dieser Ärztegeneration gibt, ist die vorliegende Rückschau einmal mehr ein lesenswertes historisches Dokument über die spannende Pionierarbeit in Chirurgie und Anästhesiologie nach dem Zweiten Weltkrieg, lesenswert vor allem für jüngere Mediziner und auch Laien, welche diese «prähistorischen Zeiten» vielleicht in Staunen versetzen werden ...

Andreas P. Naef, Pully